EDITOR

Rev. Jos. S. Heidt, O.M.I.

MANAGER

Rev. Hugo M. Loran, O.M.I.



Subscription Price

A year in advance.....$1.00
Single copies.....10c
Club rate, 25 copies.....$1.50
Foreign, per year.....$1.25

Advertising Rates
On application to Business Manager.

Checks and Money Orders
should be made payable to
DER MARIENBOTE.

Change of Address
Both old and new address should always be given at least two weeks before publication.

Manuscripts
submitted to the editor should be typewritten. Unsolicited material cannot be returned unless accompanied by postage.

TRIAL COPIES
Sent free on request to all prospective subscribers.

Renewal
Renewal of subscription remitted after the 25th of the month will be entered only in the following month.

MARIENBOTE

Zeitschrift für die katholische Familie

Vll Jahrgang July 1939 Bd. 2, Nr. 10

INHALT

ERZAEHLUNGEN

ALLERLEI

CONTENTS

ARTICLES

STORIES

FEATURES

★

ZEITSCHRIFT FUER DIE KATHOLISCHE FAMILIE

DER MARIENBOTE,
a monthly family magazine, edited and published with ecclesiastical approbation by the Oblate Fathers at

THE MARIAN PRESS

924 Victoria Ave. Regina, Sask.

WAHRE BILDUNG

Von P. Joseph Schneider, O.M.I.

JEDER möchte sie besitzen. Jeder möchte sie für sich in Anspruch nehmen. Wer hat sie den, die wahre Bildung? Die Grossen der Flimmerwand? Sie sind doch so umjubelt in den Zeitungsspalten! Tragen ein so bezauberndes Puppenlächeln im Gesicht. Versichern ihre Schwanenhälse bei der Company für $200,000 und andere Teile ihrer Leiblichkeit für 'ne halbe Million. Glitzernde Perlenschnüre bammeln ihnen um den Nacken. Ihre Schränke sind geschmückt mit feinen Garnituren. Und die Weltstädte ehren sie wie die alten Heiden ihre Seherinnen. Kaum haben sie sich 5 Minuten im fremden Lande umgesehen, da fragt sie schon der Bürgermeister: "Wie gefällt Ihnen unsere Gegend und was denken Sie von unseren politischen Einrichtungen...?" Sie fühlen sich auch erhaben über den Herrn des Himmels und Seine Zehn Gebote. Was Er Ehebruch nennt, betreiben sie im grossen Stil. Haben 5 oder 6 lebendige "Ehemänner" herumlaufen und nennen sich noch "Miss".

Aber da haben wir es schon: es stinkt bei ihnen. Es gibt bei ihnen zu viel äusseren Bluff und zu wenig inneren Glanz. In einem Wort, was die haben, ist nicht die wahre Bildung.

Wer hat sie denn?

Die Millionärsfrauen mit riesigem Bank Account? Mit Wertpapieren von Bergwerken, von Fabriken und von der Eisenbahn? Die so peinlich auf Etiquette schwören? Die so steif sind im Benehmen und so mörderisch langweilig in der Unterhaltung? Oder (was jenen ziemlich nahe kommt) die Katalog-Damen bei den niederen Ständen? Deren einzige Sorge der neueste Kleiderschnitt mit den feinsten Schattierungen und "everything to match"? Die ihre wöchentlichen Beratungen haben im Beauty-shop (und nie einen Penny für die Collection plate)? Die so herrlich schön tun können in Gesellschaft und so bezaubernd ausschauen auf den Photos?

Sei vorsichtig, mein Freund! In solchen Dingen besteht die wahre Bildung nicht. Sie besteht nicht aus äusserem Firlefanz! Und die Lichtbildchen sind meistens nur Momentaufnahmen, die den wahren Tatbestand verdecken. Könntest du sie nur daheim beobachten, tagelang, beim Kochherd oder an der Waschmaschine oder in ihrem Umgang mit den Kindern: du würdest staunen, wie viel Ungeduld, Rohheit, Eigensucht unter den lieblichen Dirndlkleidern und all der äusseren Massage sich verborgen hält! Es bleibt dabei: rein äusserer Schliff ist nicht die wahre Bildung.

Wo ist sie denn? In Lehrsälen und auf Professorenstühlen? Nicht einmal da, mein Freund! Denn es gibt in Amerika viele junge Leute, die die High School besucht haben; doch von innerem Adel findest du keine Spur. Und es werden hier alljährlich Billionen für Schulausbildung verschwendet; und doch hat man nie so viel wie gerade jetzt zu klagen gehabe über Mangel an Feinheit und über solch ausgesuchte Geilheit im Verbrechertum! Und die Universitäten hallen wider von gelehrtem Geschwätz von Männern, deren Köpfe vollgepfropft sind mit allen Sorten menschlichen Wissens. Aber ihr Wille liegt brach wie ein ungepflügtes Feld. Ihr Gemüt ist unempfindlich wie ein Tigerherz. Ihr Werk ist das des Rattenfängers von anno dazumal. Nur sind es keine tierischen Nager, die sie mit dem Geflöte ihrer falschen Weisheit in den Morast hineinlocken. Ihre Opfer sind jugendliche Menschenkinder, voll Sehnsucht nach der Wahrheit, nach dem Glück. Die stossen sie kaltblütig und ohne Wimperzucken in den Sumpf der Gottlosigkeit und Unsittlichkeit hinunter. Ja, blosses Wissen und blosse Verstandesschärfe sind nicht die wahre Bildung!

Wer ist denn nun eigentlich wahrhaft gebildet?

Es sind die wahren, 100prozentigen Christenmenschen. Die tödlich Ernst machen mit göttlicher Wahrheit und göttlicher Gnade. Es sind die Heiligen Gottes. Ein Don Bosco, Gemma Galgani, Mat Talbot, Aloys Sissler, Benedict Labre, Thomas More. Wie verschieden stehen sie da an Alter und Geschlecht, an Beruf und Intelligenz! Und doch, ob Lumber Jack oder Lord Kanzler von England: in einem stimmen sie überein: in derselben erhabenen Gott- und Christusähnlichkeit. Sie alle sind von ganzem Herzen begeisterte Schüler des einen Lehrers Jesus Christus gewesen. Schüler dessen, der gesagt hat: "Lernet von mir, sanft und demütig zu sein von Herzen." Der alle in der Bergpredigt aufgefordert hat: "Seid vollkommen, wie mein Vater im Himmel vollkommen ist."

Sie waren Menschen von unvergleichlichem Magnetismus (Anziehungskraft). Gewaltige Persönlichkeiten. Eins im Bekenntnis des hl. Thomas Morus: "God comes first." Auf Kleidung und äussere Aufmachung haben sie wenig oder garnichts gegeben; wie z. B. der hl. Pfarrer von Ars. Im Idealstaat (Utopia) des hl. Thomas Morus wurden Hals- und Ohrengehänge nur von Narren getragen. Einige, wie Katharina von Siena, hatten nicht einmal Lesen und Schreiben gelernt. Aber gütig war sie durch und durch. Die Sünder bekehrte sie in Massen. Räuber liessen vor ihrem Anblick die Dolche sinken. Künstler, Geschäftsleute, Gelehrte und Priester sammelten sich um sie und nannten sie mit Stolz "dolcissima manna". Päpsten und Kaisern und Stadtverwaltungen war sie Freundin und Beraterin.

So steht es mit den Heiligen. Aeusserlich sehr verschieden kommen sie in dem einen zusammen: "Wenn ich mit Engelszungen rede und alle Sprachen der Erde spreche, und wenn ich alle Wissenschaft besitze, habe aber die Liebe nicht, dann bin ich nichts!" Ja, in der himmlischen Liebe zu Gott und zur leidenden Menschheit allein liegt die wahre Bildung. Sie ist die Hauptsache. Alles andere, wie Sauberkeit, hübsche Kleidung, feine "manners", Schulunterricht sind nur wünschenswerte Beigaben. Sind nur Umrahmung und Einfassung des Königsdiamanten himmlischer Liebe.

Ist es nicht auffallend, dass der Heiland niemals in die Schule gegangen ist? Warum ging Er nicht? Weil Er als Allwissender es nicht brauchte? Aber Er brauchte so manches andere nicht und doch tat Er es, des guten Beispiels

wegen! Aber in die Schule ging E r n i c h t. Als hätte Er den B a n n verhängen wollen über unsere einseitig falsche 'Bildung', die heute von der ungläubigen Welt so vergöttert wird! M i t dem Gottessohn hält es in dieser Hinsicht die katholische Kirche. Sie überschwemmt die Heidenländer mit Lehranstalten. Aber der K e r n ihrer Erziehung, innerhalb wie ausserhalb der Schule, ist und bleibt die W i l l e n s- und H e r z e n s bildung. Wie Christus, ihr göttlicher Meister hat sie nie die Millionäre selig gepriesen. Nie die Gelehrten. Nie die Muskelhelden. Aber immer wieder hat sie das 'Selig' für die unschuldig Leidenden; für die Friedensstifter; für jene, die nicht am Gelde hängen. für alle, die reinen und erbarmenden Herzens sind.

Denn d a r i n a l l e i n besteht die einzig wahre Bildung.

P. Jos. Schneider, O.M.I.

Ernstes und Lustiges aus altem Missionsleben

Vom Prärie-Onkel.

JA, wenn die alten Missionare ihre Erlebnisse aufschreiben wollten, da wäre der Marienbote bald voll. Weil sie aber zu bescheiden sind, muss halt ein "Kleiner" herhalten, und wenn es auch nicht viel zum Bewundern gibt, so gibt es doch vielleicht manches zum Lachen.

Erste Missionsfahrt.—Zweiunddreissig Jahre sind' her. Der junge Missionar kommt gerade an seiner ersten Missionsstation an. Noch sind die letzten Abschiedstränen nicht ganz abgetrocknet. Es war schwer, Vater und Mutter "Auf Wiedersehen" zu sagen, und dabei denken zu müssen: Ja, im Himmel. Aber junges Blut gewöhnt sich an alles. Und endlich ist er draussen auf der grossen "Prärie", von der er so oft geträumt hat beim Lesen von "Karl May" als Student, des Abends so heimlich im Bett, bei verhängtem Fenster, dass die Mutter nicht merkt, dass man wieder "unnütz" Licht verbrennt. Nun, die "Buffalos" findet er nicht mehr, auch die wilden Indianer sind weg, aber ein Gewehr (wenn es auch ein 22 ist) hat er. So geht er denn auf die Jagd, er weiss doch, dass man im "wilden Westen" sich sein tägliches Brot "erschiessen" muss. Einen "Gopher" und zwei "Black Birds" hat er schon, und stolz geht er ins Missionshaus und liefert seine Beute ab. Sehr erstaunt sieht er dann am Mittag Speck und Wurst auf den Tisch kommen· man scheint also nicht mehr ganz von der "Jagd" zu leben.

"Morgen fährst du nach "Wolfsheim", teilt ihm sein Oberer mit. (Wir sind ja im alten Grayson, und ein Gruss meinen alten Freunden dort oben, wenn sie noch nicht in die Ewigkeit eingegangen sind.)

"Wolfsheim", das klingt ja abenteuerlich. Vielleicht gibt es dort noch Wölfe. Mit Mut nimmt der junge Missionar am nächsten Morgen seine "Flinte" (22. Kaliber) mit. Man muss für Alles gerüstet sein. Der Zug fährt nur bis Cupar. Alles aussteigen. Ein grosser Farmer mit struppigem Bart kommt auf ihn zu. (Na, lieber Papa Schindelka, Ihr seid halt auch schon in der Ewigkeit. Dank für Alles, was Ihr dem jungen Missionar gewesen seid.) "Nun, wo ist denn Wolfsheim," fragt der Pater und schaut sich um. "Nur 60 Meilen Nord von hier." 60 Meilen? denkt sich der Pater, das sind ja 90 Kilometer, so ein Abstand wie von Aachen nach Köln. Hm, das Canada ist doch grösser als ich dachte. — Es ist Abend. Man geht durch das Städtchen. Alles überfüllt. Es waren ja die Boom-Zeiten der ersten Einwanderung. Der Farmer weiss sich zu helfen. "Wir fahren zehn Meilen nord, da ist das erste Farmerhaus, da bleiben wir über Nacht." Also hinein in den ersten "Demokrat" seines Missionarlebens (die modernen "Bennett-Wagons" waren ja noch nicht erfunden). Von "Springs" wusste der junge Missionar noch nichts, es waren auch keine dran, und so hupste und stupste es halt auf den rauhen Präriewegen, und man fühlte sich ganz "heroisch" auf seiner ersten "Missionsfahrt". Fast ist es Mitternacht, und wir kommen an das Farmerhaus. Leider ist es ein Engländer, und wir können beide noch kein Wort dieser sonderbaren Sprache. Auch schläft alles, und man möchte nicht gerne stören. So werden also die Pferde irgendwo angebunden, und der Farmer nimmt seine schwere Reisedecke. Der junge Missionar fragt sich: "Was jetzt?" Aber gerade geht es hinaus aufs Feld, an den nächsten Strohhaufen. Soll man da schlafen, unter freiem Himmel? Fast wird es unheimlich. Der Farmer macht ein gutes Strohbett zurecht und ladet den armen Missionar ein, sich neben ihm zu legen. Dieser denkt sich: Nun, wir leben ja in heroischen Zeiten, und versucht zu schlafen. Die Sterne, so grade über dem Kopfe, haben etwas poetisches an sich. Man fühlt richtig, dass man "Missiosnar" ist. Nur ist die Decke etwas kurz für zwei, wenn auch der junge Missionar noch lange nicht die leibliche Vollkommenheit erreicht hatte wie nach 30 Jahren. Unser Farmer dreht sich im Schlafe, und die Decke mit ihm. Man zupft etwas, hat aber Angst, der Mann könnte erwachen, und vielleicht brummen mit seinem struppigen Barte. Man fühlt sich so richtig klein und verlassen, und die kühle Maiennacht verbessert auch die Lage nicht. Endlich steht der junge Missionar auf. Es muss doch noch etwas Besseres geben zum Schlafen, als einen Strohhaufen. Nebenbei sieht er einen Heuhaufen. Nun, Heu muss wärmer sein wie Stroh, und mutig gräbt sich der Missionar ein tiefes Loch in den Haufen hinein, strampelt noch tüchtig mit den Füssen nach, und bis zum Hals im Heu verbringt er seine erste "Missionsnacht".

Nächsten Nachmittag sind wir im "Dörfchen", die Hausmutter mit den umlebenden Söhnen und Schwiegerleuten empfangen freudig und dankbar den jungen Pater, der ihnen die erste Messe lesen soll in dieser fremden canadischen Wildnis.

* * *

Not und Mut. — Es sind Pionierzeiten. Die Leute waren gerade vor einem Jahre angekommen. Mit Wagen und Zelten zogen sie 50 bis 60 Meilen hinaus in die Wildnis. Kein Haus, kein Mensch auf dem Wege. Dann wurde die "Heimstätte" aufgesucht, das Zelt aufgeschlagen, und man fing an mit "Hausbauen". Baumeister war der Farmer selbst, seine Bauinstrumente die Axt,

seine "Lumberyard" der nächste Busch, und mit Holzhacken, Lehmschmieren u. Zweiggeflechten erstanden bald die ersten Wohnungen. Wo Busch fehlte, musste Rasen herhalten, und es waren nicht die schlechtesten Häuser, die so gezimmert und gemauert wurden. Und blitzblank war es innen, wenn das Mütterchen die weisse Decke über das hohe Federbett gespannt hatte, und langsam mit einem langen Stocke gradzog. An der Wand hingen die Familienbilder, die Heiligenbilder und der Haussegen unter dem Kruzifix. Man hatte alles sorgfältig verpackt aus der alten Heimat mitgebracht. Was den jungen Missionar am meisten wunderte, war die grosse Reisekiste, in der alles verpackt war. Sie stand immer in der besten Ecke. Wenn man einen Stuhl daneben stellte und einige Kissen drauf, war ein richtiges Bett fertig, und manche Nacht hat der Missionar später auf diesen Reisekisten-Betten geschlafen. Ein kleiner Vorhang trennte die Ecke vom Rest des Zimmers, wo die Familie schlief. Oder aber eine kleine Pritsche neben dem Kochofen in der niedrigen Küche wurde für den Pater eingerichtet. Zwei Schlafzimmer konnte sich damals noch keiner leisten.

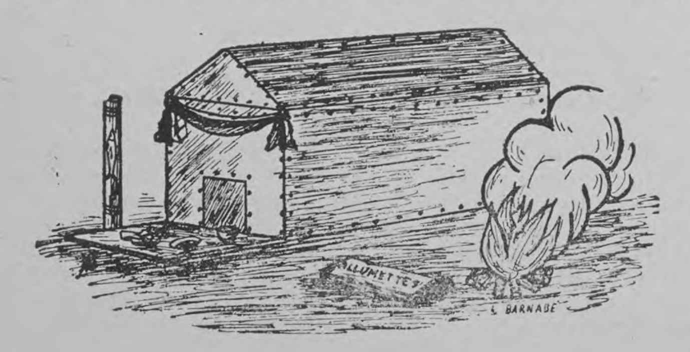
Und so beginnt das Missionsleben unseres jungen Missionars. Wie es weiter ging, erzählen wir ein anderes Mal, wenn wir "Geschichte" schreiben. Heute wollen wir nur "Lustiges" bringen.

* * *

Auf den Kirchweg. — Der Missionar hält mit seinem Pferdchen und "Buggy" bei einem kleinen Farmerhäuschen an. Ein ungarisches Mütterchen nimmt ihn auf. Der Mann ist 40 Meilen zu Fuss auf die "Dresch" gegangen, um etwas Geld zu verdienen für den Winter. Am nächsten Morgen hinkt das Pferd. Es muss Ruhe haben. Aber unser "Messhaus" ist drei Meilen weg. Wie hinkommen? Das Mütterchen weiss Rat. Der Mistschlitten (Stone-Boat nennt man es auch) steht hinter dem Hause. Das Mütterchen ruft der "Bessy". Die Kuh denkt, es gibt Futter, wird aber bald eines Besseren belehrt. Eine Art Pferdegeschirr (home-made natürlich) wird ihr aufgelegt; man spannt sie an den Mistschlitten. Eine Kiste darauf, daneben die Tragkapelle des Paters. Das Mütterchen nimmt Zügel und Stock, und feierlich gehts auf den "Kirchweg". Einige Präriewölfe kommen ganz nahe an das Fahrzeug heran. Sie haben ja noch niemals einen Schwarzrock mit einem alten Mütterchen auf einem Kuhschlitten fahren gesehen, und man kann ihre Neugierde verstehen.

* * *

Pater, wann fahrt Ihr fort? — Zwanzig Meilen sind ein weiter Weg in dem kalten Schlitten, gezogen von dem alten "Frank", der immer stehen blieb, wenn man "Frank, get up" sagte, wenn auch der Missionar schon manchen Stock auf seinem Rücken verschlagen hatte. Und wenn man dann nach dem Sonntag wieder zwanzig Meilen weiter fahren musste, da ruhte man sich gerne einmal ein paar Tage aus. Am Sonntag



hatte man im grössten Farmerhaus Messe gelesen, und war über Nacht dort geblieben. Am Montag nach dem Frühstück schaute das Hausmütterchen immer den Pater an, ob er nicht bald einspanne. Endlich nahm sie ihren Mut in beide Hände. "Pater, fahrt Ihr denn nicht weg?" Der Pater sagte ihr, er sei müde und möchte sich einen Tag ausruhen. Da fing das Mütterchen an zu weinen. "Was habt Ihr denn? Ist es Euch nicht recht, dass ich noch etwas hier bleibe?" "Wir haben nichts mehr zu essen im Hause als einen Sack Mehl, den uns die Regierung gegeben hat," war die überraschende Antwort, "und ich weiss nicht, was ich Euch zu Mittag kochen kann. "Aber Ihr hattet doch gestern so ein grosses Essen, und die halbe Pfarrei hat bei Euch Mittag gegessen." Da erfuhr nun der Missionar, wie es stand. Die Leute waren in der höchsten Not. Wenn während des Monats ein Farmer etwas Fleisch bekommen konnte, so wurde es sorgsam aufbewahrt bis zum Kirchtag. Dann wurde alles eingeladen, was nur ins Haus hineinging, und man machte ein richtiges Mahl, bis alles aufgegessen war. Dann gab es wieder Mehl und Schmalz bis zum nächsten Kirchtag.

Nun, der Missionar ist doch nicht weggefahren. Was gut genug war für seine Leute, war gut genug für ihn. Weil ihn aber das gute Mütterchen dauerte, nahm er sein Schiessgewehr (22. Kal.) und legte sich neben eine Slow (oder wie man die Wasserlöcher nennt, an der einmal die Prärie so reich war, und die in den letzten Jahren ausgetrocknet sind). Nach zwei Stunden gelang es ihm, eine Ente zu schiessen, es war amer nur eine "Wasserhenne (hell-divers, wie man sie wissenschaftlich nennt), und stolz brachte der Missionar seine Beute nach Hause, so dass man wenigstens diesen Mittag noch etwas "fleischernes" auf dem Tische hatte.

* * *

Verfrühte Todesnachricht. — Der Missionar kommt nach langer Fahrt vom Norden her wieder in die "Zivilisation" zurück, d. h. zu seinem kleinen Kirchlein in Dysart. Fünf Meilen vor dem Städtchen hält er an dem Farmerhause, wo er gewöhnlich übernachtet. Es ist schon spät am Abend und die Leute schlafen. Er klopft an die Türe. Man muss doch wissen, dass er kommt. Warum hat man nicht auf ihn gewartet? Ein Mädchen der Familie öffnet, und als sie den Pater sieht, schreit sie laut auf und rennt ins Haus zurück. Grad, wie die Magd damals, als der heilige Petrus aus dem Gefängnis kam. Was ist denn los? Ganz vergeistert steht die ganze Familie um den Missionar. "Na, kennt Ihr mich denn nicht mehr?" "Aber, Pater, Ihr seid doch tot, wie ist denn das?" Und da kommt es heraus. Die ganze Gemeinde weiss, dass ich tot bin, es kommt morgen keiner zur Kirche, und alle haben schon für mich gebetet. Es war eine Indianerfrau, welche von der Missionsstation in Lebret gekommen war und erzählt hatte, dass der junge Missionar, der da immer bei den Weissen herumfährt, über den "Lake" gefahren war und mit seinem Pferd und Buggy durchs Eis gebrochen war. Man suchte immer noch nach seiner Leiche. Was für ein Missverständnis eigentlich vorlag, weiss ich heute noch nicht. Einstweilen aber lebe ich noch.

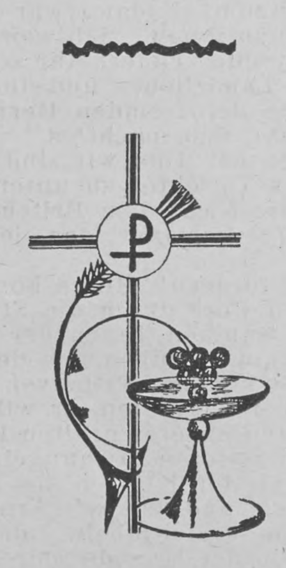
* * *

Rückansicht. — Manchmal war der Weg doch etwas weit bis "Wolfsheim", und da stoppte man eben, wo es gerade dunkel wurde. Heute kam der Missionar zu einer Farm, wo drei junge "Bachelors" zusammen wohnten (unser alter Freund Karl Duetsch wird es mir nicht übelneh-

men, wenn ich diese Geschichte erzähle). Das Haus, von Zweigen und Lehm gebaut, wie alle andern, war leer. Die Leute waren auf der "Dresch". Hungrig nach der langen Fahrt, suchte ich etwas zu essen. Ein grosser Topf "Porridge") war alles, was übrig war; es schmeckte aber doch gut, leider ohne Milch. Dann ging ich ins Bett. Das war leicht. Das ganze Zimmer, aus dem, wie es schien, die Wohnung bestand, war eine grosse Bettlade, Platz für drei bis vier Mann.. Glücklich lag ich bald unter den Decken, müde nach der langen Fahrt. Mitten in der Nacht hörte ich einen grossen Lärm. Das halbe Haus schien einzufallen. Weil aber meine Hälfte noch stand, drehte ich mich auf die andere Seite und schlief weiter. Am Morgen schaue ich erstaunt auf. Statt der Wand gerade vor mir sehe ich zwei mächtige Hinterteile, mit Schwänzen, die energisch hin und her wedeln. Des Rätsels Lösung kam bald. Der eine Teil des Hauses war als Stall eingerichtet. In der Nacht hatten sich die Pferde dort gestritten und mit ihren Hinterfüssen die ganze Zwischenwand zusammengeschlagen, so dass ich den Rest der Nacht im Pferdestall geschlafen hatte, und die Pferde im Schlafzimmer.

Nun, solche Kleinigkeiten stören den Missionar nicht. Ich las fromm die heilige Messe in der kleinen, angebauten Küche, wobei ich Acht geben musste, um nicht bei der Wandlung mit der Hostie an die Decke zu stossen. Dann wollte ich frühstücken. Der "Porridge" war noch da, aber woher die Milch nehmen? Doch da stand ja eine Kuh im Stalle, also was weiter? Wie melkt man denn? Hatte sechs Jahre an der päpstlichen Universität zu Rom studiert, und wusste nicht einmal, wie man eine Kuh melkt. Nun, man muss eben lernen. Ich nehme meine Schüssel, und setze mich dahin, wo ich gesehen hatte, dass die Leute sich hinsetzen, wenn sie Kühe melken. Aber so sehr ich auch zog, es gab nichts, als ein paar Tropfen. Die Kuh schaute sich verwundert um, was für ein Kalb denn da hinten am arbeiten wäre. Als sie den langen Pater mit seinem schwarzen Rocke da sitzen sah, schüttelte sie den Kopf und sagte gar nichts. Schon dachte ich, dass schliesslich "Porridge" auch ohne Milch gut schmeckt, wenn es sein muss, da hörte ich ein Lachen hinter mir. Einer der "Bachelors" war zurückgekehrt, und der hatte an keiner päpstlichen Universität studiert, und wusste, wie man eine Kuh melkt.

(Fortsetzung folgt.)



koenig

aus Indien von Max Karl Böttcher.

"Erhebe dich, Badami, und setze deinen Fuss auf die oberste Sprosse jener Stiege dort!" — — Der Fakir erhob sich. An der Mauer lehnte eine schwanke Leiter aus Bambusstangen und kokosbastenen Sprossen. Badami stieg empor, so dass er mit den Augen gerade über die Zinnen der Backsteinmauer blicken konnte.

"Schaue gen Morgen!" gebot der Bruder. "Was siehst du?"

"Die Dschungel von Santschi, wo der Tiger haust und der Panther und die königliche Kobra Tier und Mensch beherrscht, dahinter in der Ferne das weite Meer und die Sonne in glühendem Glanze."

"Und wes Land bestrahlt jene Sonne?"

"Indisches Land, — — unser Indien!"

"Unser Indien!" murmelten die drei Männer am Palmenschaft, und ein verhaltener Schmerz und eine tiefe Traurigkeit klang aus ihrer Stimme.

"Wende dein Haupt, grosser Yoghi, und schaue gen Westen! Was siehst du?"

"Die Steppe, die graue, öde Steppe, wo der feige Schakal bellt und voll Hinterlist lauert, wie er uns schädigt."

"Und was siehst du noch gen Abend?"

"Willst du mich höhnen, Bruder Patanjali? Ich sehe auf kahlem Hügel hohe, steinerne Mauern und grause Häuser. Aus den Mauern blicken Rohre und die sind gerichtet auf den Palast unseres Maradschas und unsere Stadt."

"Du sprichst die Wahrheit! Bei Putra, dem Sohne des heiligsten Brahma, du sagst die Wahrheit! Die Kanonen des Forts sind schussbereit Tag und Nacht und sie werfen Tod und Feuer auf unsere Häuser und Tempel und auf den Palast unseres Fürsten, sobald ein Wink des Kollektors (des englischen Verwaltungsbeamten) geschieht. Denn wem gehören die blanken Kanonen und wer wird nicht zögern, sie loszulassen auf uns und unsere Kinder?"

"Unsere Bezwinger, die Briten!" antwortete feierlich der Fakir.

"Die Briten!" sagten wieder dumpf die drei am Palmenschaft, und wilder, heisser Hass sprach aus ihren Stimmen. Badami war herabgestiegen und setzte sich zu ihnen. "Ich weiss jetzt, was ihr wollt, wozu ihr mich riefet! Ihr seid Männer, die unser heiliges Land lieben und die ihr Leben böten, um es von der fremden Herrschaft zu befreien. Doch ihr seid machtlos."

"Wir wissen es! Und wir sind auch klug genug, um nichts Törichtes zu unternehmen. Aber eins wollen wir: Nicht dem Briten huligen!"

"Huldigen?! Verlangt das jetzt der kluge Brite?"

"Er wird es forderh! Heute kommen Ausrufer vom englischen Fort durch die Stadt und geben kund, dass in wenigen Tagen der Sohn des Grossen Sahib von weit rüben aus dem Abendlande in unsere Stadt kommt. Prinz von Wales wird er genannt. Er bereist Indien, er will sich die ehrwürdigen Stätten unserer uralten Kultur betrachten, er will in unseren Dschungeln den Panther jagen, er will an den Klüften des Meeres den Alligator schiessen, und wir, wir Armen und Unterdrückten sollen ihm zujubeln, dass er seinem grossen Vater in der Fremde schreiben kann. Die

Hindus lieben mich und dich! Die Hindus sind froh und glücklich unter unserer Herrschaft, die Hindus leiden nicht Not noch Kummer!" — — Immer wilder wurde die Sprache des Indiers, immer hasserfüllter der anderen Blick und Gebärde. Und jetzt leiser hub der dritte der Männer am Palmenschaft zu sprechen an: "Aber wir tun es nicht!"

"Was wollt ihr dagegen tun? Die Briten nennen das Verrat, was nur unfreundlich und kindlich trotzig its!"

"Heute ist Markttag! Die Hindus aus dem Dschungel kommen zur Stadt, bringen Pfeffer und Betel und Hanf und grüne Zigarren zum Kauf, ihnen wollen wir sagen, im tiefsten Dschungel zu bleiben, wenn der britische Sahib kommt."

"Und unsere Leute, die aus der Stadt?"

"Denen wolenn wir sagen, dass ie am frühesten Morgen, da der Sohn der Briten bei uns einziehen wird, die Stadt verlassen und in die Dschungel gehen. Leer, tot, öde und verlassen muss Santschi sein, ein Grauen muss den grossen Sahib erfassen und der Kollektor droben im Fort muss vor Wut und Angst das Fieber kriegen!"

"Der Kollektor ist hart, er kennt die Gnade nicht. Kommt euer Tun an den Tag, so seid ihr drei des Todes."

"Wer soll uns verraten?"

"Wer?! — — Der Hindu ist arm, und Gold ist eine Macht."

"Kein Hindu verrät den andern."

"Haben wir nicht genug Hindus, die muselmännisch wurden, unsere Religion verrieten, unsere Sitten verleugneten? Haben wir nicht genug Hindus, die in den Häfen Bombays und Mangalores zu Spitzbuben und Halunken wurden! Nur einer von ihnen in Santschis Mauern kann euch den Tod bringen."

Die drei Männer schwiegen. Dann stand Patanjali auf und sagte tiefbetrübt: "Mein grosser Bruder Badami ist feige geworden. Geh, Fakir, wir brauchen dich nicht mehr!" Er öffnete die Tür zum Hause und machte dem Fakir die Gebärde des Abschiedes. Badami sagte still und bedrückt: "Vorsicht ist, was du feige nennst! Täglich greife ich nach der Kobra und gefährde mein Leben, — — ist das feige?! Nein, ich halte euer Leben für wertvoller für unser heiliges Volk, aus den kleinen Streich, den ihr den Briten spielen wollte! Indien erwacht, aber furchtbarer für den Bedrücker, als ihr es beabsichtigt! Tue ich nun auch nicht mit, so will ich euch doch schützen, so weit meine Macht reicht." Und würdevoll schritt er davon.

* * *

Wenige Stunden später herrschte regstes Leben in den Strassen der Dschungelstadt. Die Basargasse war überfüllt, buntes Volk, vielfach nackt bis auf einen Lendenschurz, drängte sich, kaufte und bot feil, betrog und bestahl sich, und über allem brütete die wahnwitzige, schwüle Hitze voller berauschender, süss betörender Düfte des Dschungels.

Der Fakir Badami sass vor dem uralten, zerfallenen Tempel und spielte mit seinen Tieren. Sieben Kobraschlangen, schillernd und züngelnd und klebend und zischend schlängelten sich vor dem Fakir auf der Matte, und die Ochsen, die am Zweiradkarren vorübertrotteten, überlief ein Schauder blöden Schrecks, als sie das leise und doch so durchdringende Zischen er eklen Reptilien hörten, deren Biss zur schwül-heissen Zeit, kurz vor der grossen Regenperiode, in wenigen Minuten tödlich wirkt, und die Zugstiere drängten beiseite und weissgelber Angstgischt umperlte ihre breiten Mäuler. — — Der Fakir aber achtete dessen nicht. Seine Augen bannten die Schlangen, die ihm gehorchten in unheimlicher Untertänigkeit. Er strich ihnen über den Rücken, da wurden sie steif wie ein Stück Holz und glichen nun einer knorrigen Wurzel, und er liess eine kleine Flöte erklingen, da kam wieder Leben in das Getier, sie hoben den Kopf und lauschten wie betört, sie wiegten den vorderen Teil ihres Körpers taumelnd hin und her, und wenn Badami einen heiseren Pfiff ausstiess, schlüpfte das widerliche Gezücht mit lächerlicher Eilfertigkeit in den grauen Hanfsack, der neben ihm lag. — Und in gradezu imponierendem Gegensatz zu diesen unsteten Verschlingungen, zu diesem schillernden Gleiten und schwanken Biegen und Wiegen der Schlangenkörper lag ein herrlicher Panther — ein Jungtier noch, das der Fakir im Dschungel gefangen, zu seiner Seite. iner Sphinx gleich ruhte der prächtige Vorderkörper auf den mächtigen Pranken.

Die schillernden Augen, das geheimnisvolle Düster des Urwaldes gewohnt, waren eingekniffen, aber der Kopf stand edel und schön über den Tatzen. Nichts verriet, dass das Tier lebte, einem von göttlicher Kunst erschaffenen Monument glich es. Plötzlich drängten ein paar eingeborene Polizeimänner durch die Menge. Mit ihren langen Bambusknütteln schlugen sie rechts und links und brachen eine Bahn in die Masse der Menschen. Ihnen folgten ein Dutzend britischer Kolonialsoldaten. Trommeln wurden gerührt, Schweigen ergoss sich über die kreischende Hindumenge, und in zwei Sprachen, hindostani und englisch, wurde bekanntgegeben, dass in drei Tagen der Prinz von Wales, der grosse Sohn des grössten Sahib der Welt, mit seinem Gefolge die Stadt und den Tempel besuchen werde. Die Einwohner hätten bei Strafe von 10 Rupien ihre Häuser zu schmücken, Fieberkranke, Pestverdächtige und Aussätizige seien in die Dschungeln zu treiben, die Strassen habe man mit Palmenwedel und bunten Blüten zu bestreuen, alles Vieh sei in den Höfen zu halten. Beim Einzug des Prinzen habe alles in den Strassen zu sein und mit lautem Zurufe Freude und Glück über den Besuch zu bekunden! — Alle hundert Schritt wurde dasselbe bekanntgegeben.

Nun entfaltete, nachdem die britische Soldateska zum Fort zurückgekehrt, Pantajali und seine Anhänger eine fieberhafte Tätigkeit. Sie sparten nicht an Geld und Geschenken. Flüsternd und zischelnd redeten sie den Hindus zu, dem Aufrufe des Kollektors nicht Folge zu leisten, schlau und eindringlich bearbeiteten sie jeden, der ihnen in den Weg kam, und Hunderte versprachen zu tun, wie gefordert. — —

Drei Tage später.

Wohl waren die Häuser, wie vorgeschrieben, geschmückt, denn 10 Rupien Strafe waren ein Vermögen, für das der junge Hindu sich ein junges Weib für seine Matte kaufen konnte, eine Unsumme für den geldungewohnten Eingeborenen. Aber zu frühester Morgenstunde, als das Kreuz des Südens noch am Firmament glühte, als der Dschungel erwachte und das Urwaldgetier, besonders das Affengeschmeiss und Sittiche, den geradezu unerhärten Lärm verübten, mit dem sie allmorgendlich den jungen Tag begrüssten, als die zahllosen kopfgrossen Blüten der Tropen in sinnbetörender Buntpracht sich erschlossen und die Lüfte mit ihren berauschenden Düften schwängerten, da schlichen braune Menschen aus

den noch im Morgennebel dampfenden Gassen Santschis. Der Schakal am Steppenrand enfloh bellend ins Ried, als er zu so ungewohnter Stunde schon Menschen witterte, die Affen auf dem Geäst krochen verängstet aneinander und die Kobra im Schlingmoos verhuschte zischend im Erdloch. — — Die Sonne strahlte in jugendlicher Frische über dem Dschungelrande empor. Die britischen Flaggen droben an den Zinnen des Fortes rauschten hoch, die Tore taten sich weit auf, eine Eskadron, geführt vom Kollektor, bewegte sich zu Tal. Trommler und Fanfarenbläser schmetterten in die schlafenden Gassen, man ritt zum Tor hinaus, gen Westen zu, von wo die fürstlichen Automobile kommen mussten. Ledige Pferde, edle Tiere und gut zugeritten, führte man für den Prinzen und seine Begleiter mit.

Und zwei Stunden später kehrte man heim. — — "Die Stadt ist gerüstet, Hoheit! Das Volk der Hindus in seiner Freude wird Ew. Hoheit einen jubelnden Empfang bereiten, freilich, gute Nerven möchten Hoheit mitbringen, denn der Hindu ist etwas ungewöhnlich laut und lärmend in seiner Freude!" Also sprach der Kollektor. Der Prinz lächelte glücklich. "Indien ist ein Wunderland, wohin man kommt, man wird fast wieder zum Kinde, so betören einen die Märchen dieses selig-schönen Erdstrichs. Und Ihnen bringe ich etwas besonders mit, Herr Kollektor, erstens einmal Ihren Heiratskonsens vom Gouverneur und obendrein vier Monate Urlaub, um Ihre junge Frau heimzuführen. Ihre Braut befindet sich bereits in Indien?"

"Nein, Hoheit, aber sie ist natürlich eine Engländerin und hält sich gegenwärtig in Alexandria auf." — — Nun war der Kollektor glücklich.

Man kam zum Stadttor. — Was war das? Statt d e r erwarteten, ungeduldig harrenden Volksmenge lungerten nur ein paar alter, verlumpter Hindubettler an den Mauern. Ein Polizeisoldat sprengte voraus und trieb sie beiseite. Sonst war es still.

Man ritt in die Stadt ein. Einige Greise schlichen durch die Strassen, die Basare waren geschlossen, kein Mensch liess sich sehen, kein Ruf ertönte, das Geschrei der Affen in den Palmen und Bananenbüschen klang umso greller und höhnender in dieser bedrückenden Stille. — — Der Kollektor war weiss bis unter den Korkhelm. Der Prinz, dem solch "jubelnder Empfang" bereits in einigen anderen Orten zuteil geworden, lächelte fatal. "Mich deucht, Herr Kollektor, allzu gute Nerven wären für den Lärm der jubelnden Menge von Santschi nicht nütig gewesen. Die Freude der Stadt und seiner Bewohner fällt nicht weiter lästig."

"Hoheit, ich bin bestürzt!" stammelte der Verwaltungsbeamte.

"Lassen Sie, Bester! Es weht ein Zug von Unzufriedenheit durch das ganze Volk, es blieb mir nicht verborgen. Die Unabhängigkeitsbestrebungen des erwachenden Indiens lassen sich nicht mehr leugnen. Doch es ist nicht meine Sache, Ursachen und Zusammenhänge zu ergründen und Massnahmen zur Unterdrückung dieser freiheitlichen Bestrebungen zu erwägen, das ist Sache der Regierung!" — Er verhielt den Gaul und stieg vom Pferde, gab seinem Adjutanten den kurzen Befehl: "Die Automobile! Mich fröstelt in dieser heissen Stadt!" — Und zwei Minuten später sauste der prinzliche Zug, bestehend aus acht riesigen Tropenreisewagen, wieder zur Stadt hinaus.

Der Kollektor schäumte vor Wut! Das sollte ihm die Stadt büssen!

In folgender Nacht war wieder ein Schleichen aus Steppe und Dschungel, und am nächsten Morgen zeigte Santschi das altgewohnte Bild: Lärmen und Drängen und Feilschen und Trügen und Stehlen vor und in den Basaren. — — Und wieder die britischen Kundgeber vom Fort, von bambusknüttelschwingenden Polizeikulis ihnen Bahn gebrochen, und diesmal die Bekanntmachung: Zehntausend Rupien demjenigen, der dem Kollektor die Rädelsführer anzeigt, die das Volk aufgewiegelt und veranlasst, den britischen grossen Sahib so schwer zu beleidigen. 10,000 Rupien.

Ein Reisfeld konnte man sich dafür kaufen, ein Joch Ochsen dazu und eine Bambushütte mit Veranda, und ein junges Weib für seine Matte obendrein, vier Dinge, die des Hindus Seligkeit ausmachten.

10,000 Rupien! — — Wie die lockten!

Und schon am Abend kannte der Brite die Schuldigen, und in selbiger Nacht schleppte man sie zum Fort. Am nächsten Tage wurde dem Volk bekanntgegeben, dass die drei Aufrührer am Abend gehängt würden.

Der Fakir Badami sass, wie alltäglich, vor der Tempelruine und liess seine Schlangen spielen. Als die Ausrufer in seiner Nähe das Bluturteil verkündeten und Badami also vom geplanten Tode seines Bruders erfuhr, verriet kein Zucken in seinem bronzenen Angesicht, was sein Herz bewegte. — — Er pfiff seinen Schlangen, die in den Hanfsack schlängelten, er vergrub seine Hand in dem wolligen Nackenhaar des Panthers und schritt, einem Heiligen gleich, zur Stadt hinaus. Nach zwei Stunden kehrte er zurück und stieg in bedachter Würde zum Fort empor. Die Wache am Tor stellte ihn.

"Führt mich zum Sahib Kollektor!" begehrte er bestimmt und doch voll schlichter Höflichkeit. Die Soldaten, die den Fakir genau kannten und seine geheimen Künste schon hundertmal bewundert hatten, wagten nicht, ihn abzuweisen. So brachte man ihn ins Vorzimmer des Kollektors. Der Regierungsbeamte, aufgeregt und voll bitteren Zornes, weigerte sich anfangs, ihn zu empfangen, aber der Dolmetscher, ein alter Hindu, der jedoch schon seit seiner Kindheit Christ geworden und seit Jahrzehnten in britischen Diensten stand, riet dem Engländer, den Fakir vorzulassen und seine Wünsche zu hören, da Badami in ungeheurem Ansehen beim Volke stände und der britischen Sache in der gegenwärtigen schwülen politischen Atmosphäre ausserordentlich schaden könne. So wurde der Fakir hereingerufen.

"Was willst du?" herrschte ihn der Kollektor an.

"Ich bin Badami, der Bruder Patanjalis, den du gefangen hältst, grosser Sahib, und ich bitte um sein Leben!"

Diese Mitteilung brachte den unbeherrschten Briten um jede Besinnung. Mit Zornesgischt auf den Lippen schrie er: "Du Hund von einem Kuli wagst es . . . ." und er hob die neben ihm liegende Reitpeitsche und schlug sie in sinnloser Wut dem Fakir zwei-, dreimal übers Angesicht. Der zuckte nicht zurück, — — er lächelte so hoheitsvoll nachsichtig und sagte mit mildem Vorwurf: "Warum entweihst du dich, Sahib, und warum beschimpst du einen Wehrlosen und Bittenden! Du kannst kein guter Mensch sein, Sahib — aber du sollst lernen vom Hindu, es zu werden!" Und schritt hinaus in wahrhaft königlicher Gelassenheit und Würde.

* * *

Man wusste in Santschi, dass der Kollektor nicht gewagt hatte, die Schuldigen zu hängen,

vielleicht weil er die Rache des von ihm so misshandelten Fakirs fürchtete; man wusste aber auch, dass die drei Gefangenen in dumpfen Gefängnissen des Forts schmachteten.

Badami, der Fakir, war seit jenem Tage, da man ihn schlug, aus Santschi verschwunden. Auch der britische Kollektor verliess nach wenigen Tagen die Stadt, allerdings nur, um seine junge Frau heimzuholen. Nach einigen Monaten kehrte er zurück, und just zur selben Zeit hockte auch Badami, der Fakir, wieder am Tempelplatze und liess wie ehedem seine Schlangen spielen und züngeln. Der Panther war nicht neben ihm, aber dafür stand ein grosser schilfgeflochtener Rundkorb mit einem festen Deckel an seiner Seite. Darin hauste ein unheimliches Gezücht, zwei grosse Kobraschlangen. Während die sieben gezähmten Schlangen der Giftzähne bar waren — der Fakir hatte die Brut als Neugeborene gefangen und ihr die Giftzähne ausgebrochen — trugen die im Schilfkorbe verborgenen Dschungelbeherrscherinnen die todbringenden Zähne noch. Unter grösster Gefahr und mit tückischen Listen und monatelangen Mühen hatte der urwaldkundige Fakir das furchtbare Giftgeschmeiss gefangen und hielt sie nun im Korbe verwahrt. Täglich sah er nun den Kollektor mit seiner jungen Frau vorüberreiten und täglich schrie ihm eine innere Stimme zu: "Räche deinen Bruder und räche die dir angetane Schmach!"

Es vergingen Monate. Die Regenzeit mit ihren unaufhörlichen Güssen, mit ihrem krachenden und tobenden Unwetter, die den Urwald erdröhnen liessen und die die Niederungen in Seen verwandelten, war vorüber und ein Frühling von unsagbarer, kaum noch irdischer Schönheit überzog wie ein Märchen das indische Land. — —

Da gab es zwei Wegstunden von Santschi im Dschungel einen furchtbaren Sumpf. Zur Sommerzeit mied jedermann diesen fieberhauchenden Riesentümpel, der durch morastische Gerinnsel auch mit dem Meere verbunden war. Aber mitten im Sumpf auf einem winzigen Inselchen, das von tropischer Pracht überwuchert war, standen die Ruinen eines uralten köstlichen Tempels, der vor Jahrtausenden gebaut worden sein mochte. Nur wenige Tage im Jahre war es möglich, diesen Tempel zu besichtigen, nur zur Zeit unmittelbar nach den grossen Regen, da der Sumpf zum flachen See geworden und befahrbar war, auch die giftigen Lüfte vom Wasser gebannt waren. — — Und die junge Frau des Kollektors, ein liebes, blondes Menschenkind, das ein Herz hatte für den unterdrückten Hindu und voll schwärmerischer Hingabe für die Schönheiten dieser jahrtausendalten Kultur des seltsamen Landes war, hegte den Wunsch, das Tempelchen mitten im Sumpfsee zu besehen. Der Gatte beauftragte seinen indischen Diener, einen geschickten Hindu ausfindig zu machen, der den Sumpfsee genau kenne und ihn und seine Frau zum Tempel rudern könne.

"Aber nur ganz flache Kanus, in denen zwei Personen und der Ruderer Platz haben, können fahren, Sahib, denn das Wasser ist untief und gar leicht gerät das Boot in die Schlingpflanzen des Sumpfes. Du kannst nicht aussteigen, Sahib, wenn du festgefahren, obgleich das Wasser nicht mehr als zwei Fuss tief ist, denn du versinkst im Morast.'" — Der Kollektor wollte nach dieser Auskunft seine junge Frau nicht in Gefahr bringen, aber das blonde Menschenkbind hatte sich nach Frauenart nun einmal in den Kopf gesetzt, den Tempel im Sumpf zu besehen und bestand auf Erfüllung ihres Wunsches.

"Wenn uns Raoja — so hiess der indische Diener — einen zuverlässigen Ruderer besorgt, soll es sein."

"Es gibt deren nicht viele, Sahib, denn der Hindu glaubt, dass im Tempel und auf der Insel böse Geister wohnen, aber ich werde doch einen finden."

Raoja wusste, dass nur Badami, der Fakir, es verstand und wagen würde, über den Sumpfsee zu fahren, und er ging zu ihm.

"Ist dein Herz noch voll Rache gegen meinen Sahib, den Kollektor?" — — Der Fakir schüttelte sein Haupt. — — "Mein Sinn steht nicht nach Rache, Raoja, nur retten möchte ich meinen Bruder und zeigen möchte ich dem Briten, dass wir Wilden, wie er uns nennt, nicht schlechter sind als die Weissen."

"Und die Schande, die dir mein Sahib angetan, als er dich im Zorne schlug?"

"Was einer getan im Zorne, ist ungeschehen, so lehrt uns Brahma, und so lehrt auch der Christen grosser Gott, wie mir der Missionär in Malagore so oft erzählt, — — und also will ich handeln."

"So würdest du meinem Sahib einen Dienst erweisen, wenn er dich bittet?"

"Zu dienen sind wir Menschen geboren!" sagt der mächtige Brahma!

"So höre: Mein Sahib, oder vielmehr sein junges Weib will den Tempel im Sumpf besehen, er braucht einen, der das Kanu führt.'"

"Dein Sahib kennt mich, und weil er schlecht ist, denkt er auch von anderen Schlechtes! Er wird sich mir nicht anvertrauen."

"So mache dich unkenntlich und wir verschweigen, wer sein Boot lenkt. Mache dich jung, schere deinen Bart!"

Eine Weile sann Badami nach, und ein heisses Feuer brannte in seinen Augen, dann sagte er gelassen: "Ich will es tun! Morgen, eine Stunde nach dem ersten Affenschrei erwarte ich deinen Sahib am Sumpfe, das Kanu steht bereit, er mag Waffen mitbringen, denn der Panther wohnt auf der Insel und der Alligator haust im Sumpfe."

* * *

Am nächsten Morgen, noch vor Sonnenaufgang, setzte sich eine kleine Karawane nach dem Dschungel in Bewegung. Auf einem Ochsenwagen, nach landesüblicher Sitte, fuhren der Kollektor und seine Gattin, begleitet von einem halben Dutzend Polizeisoldaten, durch den Urwald. Die sandigen Wege glänzten rötlich im Schimmer der weichenden Nacht. Raoja, der mit dem Fakir den Treffplatz am Sumpfsee genau besprochen, führte den Zug. — —

Und nun standen sie am Ufer des leise plätschernden Sees. Grellfarbige Riesenblüten leuchteten aus den Wassern und giftgrün schillernde Schlingpflanzen reckten tausendarmige Ranken aus den lauen, lindbewegten Wellen . . .

Der Fakir, jetzt bartlos und jugendlich gekleidet, legte die Hand an die Stirn und grüsste demütig nach der Sitte des Landes. Der Kollektor betrachtete sinnend den Hindu. Ihm war es, als habe er diese tiefen, ruhigen und doch so leuchtenden Augen schon einmal gesehen. — "Du kennst den Sumpf und seine Gefahren?" fragte er durch den Dolmetscher den Hindu.

Schweigend verneigte sich Badami.

"Ich vertraue dir! Deine Augen sind klug, aber gut und ehrlich. Du birgst mir für das Leben dieser Frau hier!" Der Kollektor zeigte auf sein blondes Weib. — — Wieder verneigte sich Badami. "Der Mann gefällt mir, John, wir wollen es wagen!" sagte die Frau, und sie stiegen in das Kanu. "Wie lange dauert die Fahrt?"

"Kaum die Hälfte eines Stunde, Sahib."

"Also los!"

Mit ruhigem Ruderschlag, stehend das Holz handhabend, lenkte der Hindu das Kanu über den Sumpf. Die Wasser plätscherten leise am Kiel des Schiffleins, das lang, aber ganz, ganz schmal war und dessen Mitte von einem auf vier Bambusstangen ruhenden Rindendach nach Art eines Baldachins zum Schutze gegen die Sonne überdeckt war.

Der Kollektor sass schweigend im Boot und hörte auf das Geplauder der Frau, aber wenn er aufschaute, blickte er in die grossen, dunklen Augen des Ruderers, die ernst und mahnend auf ihm ruhten. — — "Merkwürdig," sagte der Brite nach geraumer Zeit auf englisch zu seiner Gattin, "merkwürdig, mich dünkt, als habe ich diese ernsten, klaren Augen des Hindus, der uns rudert, oft im Traume gesehen."

"Träumt mein junger Gemahl von den Eingeborenen Indiens?" fragte leicht neckend und hold lächelnd die junge Britin.

Aber der Ruderer enthob den Kollektor der Antwort. In schwerem, aber korrektem Englisch sagte er ernst: "Der Mensch vergisst nie, auch im Traume nicht, das Auge dessen, dem er hartes Unrecht getan." — — Der Kollektor fuhr in die Höhe und seine Gattin tat einen leichten Schrei. — — "Was redest du und wer bist du?" herrschte der Brite. — — Gelassen antwortete der Hindu und brachte dabei geschickt mit dem Ruder das schwankende Gleichgewicht des Bootes wieder in Ordnung: "Setze dich, Sahib, denn wenn das Kanu umschlägt, sind wir des Todes."

Gehorsam setzte sich der Engländer, aber zornig rief er dabei: "Wer bist du, und welche Sprache erlaubst du dir?"

"Ich bin Badami, der Bruder Patanjalis, den du grausam gefangen hältst." — Der Kollektor erbleichte und die junge Frau schmiegte sich in rührender Angst an den Gatten, der mit zitternder Hand nach der Maschinenpistole tastete, die ihm in der Gurttasche steckte. Doch noch ehe er die Waffe entblösst, bückte sich der Hindu blitzschnell und hob einen grauen Hanfsack hoch und schüttelte dessen Inhalt in den Mittelteil des Bootes und im Nu fuhren die sieben Schlangen aus ihrer Haft und glitten mit zornigem Zischen nach den beiden Menschen. Die grösste Kobra umschlang mit ihrem schlierigen Leib die Hand des Briten, die den Griff der Waffe hielt, eine andere wand sich an seinem Leibe hoch und die übrigen schlängelten mit eklem Gleissen nach dem Schoss der weissen Frau. Zwei langgezogene Pfiffe des Hindu belehrten aber die Züngelnden, dass sie falsche Bahnen wandelten. Wie tot liessen sie sich zu Boden fallen und lagen nun steif und still. Mit starren, todentsetzten Augen starrte der Kollektor nach dem Hindu.

"Was willst du von mir, Grausamer?" stiess er hervor, während er mühsam die fast besinnungslos gewordene Frau vor dem Sturze aus dem Kanu bewahrte.

"Ich will dich belehren, nichts weiter, Sahib! So wehrlos, wie du jetzt bist, war ich einst in deiner Gewalt! Ich kam zu dir als Bittender demütig, wie es mir geziemt, du aber missbrauchtest deine Macht und tatest mir den grössten Schimpf, den du mir, dem freien Indier der angesehenen Kaste der Yoghi, der da herrscht über Mensch und Tier seines Landes, antun konntest: du schlugst mich. Wäre ich wie du, so müsste ich Rache nehmen. Ein Pfiff aus meinem Munde und die Schlangen sind über euch! Ich könnte jetzt auch die Freilassung meines Bruders erzwingen, doch ich tue es nicht, denn der Brahman nimmt nichts mit Gewalt. Wenn du nicht selbst edel und gerecht genug bist, zu erkennen, dass Patanjali und seine Gefährten genug gebüsst, so bist du nicht wert, den Namen Mensch zu tragen!"

"Er spricht wie ein Heiliger! John! Sage ihm ein gutes Wort und gib seinen Bruder frei!" flehte die junge Frau, die nun ihrer Sinne wieder mächtig geworden. — — Aber der Brite zog blitzschnell die Pistole und richtete sie auf den Hindu und schrie: "Pfeife sofort deine Schlangen zurück, oder du bist des Todes!"

Doch Badami lächelte mild und gütig und sagte: "Wir Indier, die wir denken und uns mit den tiefern Dingen des Lebens befassen, scheuen den Tod nicht wie ihr! Der Tod ist uns Nirwana, eine Glückseligkeit. Also schiesse, Sahib!"

Des Briten Hand zitterte, er wagte nicht, abzudrücken. Da fuhr der Indier fort: "Doch meine Stunde, zu sterben, ist noch nicht gekommen, mein Volk braucht mich noch, so will ich leben. Tötest du mich, so tötest du dich selbst und dein unschuldiges Weib. Siehe, die Schlangen, die steif und starr zu deinen Füssen liegen, sind giftlos und ohne Gefahr!" — — Der Brite atmete auf, aber Badami sprach weiter mit erhobener Stimme und bückte sich dabei: "Doch hier sind zwei Kobraschlangen, ein Stich mit ihrem Zahne bringt Euch unfehlbar den Tod!" Er hatte das Ruder losgelassen und das Kanu fuhr knirschend auf den Sand der Insel, und jetzt, jetzt griff der Hindu in den Korb zu seinen Füssen, dessen Deckel er gelöst und packte mit geschickter Hand die scheusslichen Reptilien dicht hinter dem Kopfe und hielt sie mit ausgestreckten Armen dem Briten entgegen. "Nun schiesse, Sahib!" rief er und sprang aus dem Boot ans Ufer des Inselchens, das sie erreicht hatten, immer die Schlangen, die sich in ohnmächtiger Wut um seinen Arm schlugen und den furchtbaren Rachen aufrissen und die Zunge in lüsternem Spiel über die triefenden Lefzen streckten, vor sich hinreckend. — — Wie erstarrt sass der Brite und im Weinkrampf neben ihm sein Weib. — "Du bist grausam, Hindu;" schluchzte die Frau. — —

"Heilsame Lehren tuen weh, weisse Frau! Ich gehe und ihr seid frei. Ich schenke euch das Leben! Möge diese Stunde das harte Herz des Sahib erweichen! Du sollst deine Feinde lieben! so sagt der grosse Christengott, und mein Prophet verlangt dasselbe! Ich handle darnach und bezwinge mein menschliches Herz, das nach Vergeltung schreit! Gehet ihr nun hin und tuet wie ich! Ich sende euch einen Hindu, der euer Kanu sicher zurückbringt. Mich aber sehet ihr niemals wieder!" In jeder Faust eine der furchtbaren Schlangen, verschwand Badami im Dickicht des Dschungels der Insel. — —

Vorsichtig über die noch immer starr im Boote liegenden Schlangen steigend, kletterten die beiden aus dem Kanu. Lange, lange warteten sie, wohl an die zwei Stunden. Da raschelte es im Busch, und ein junger Hindu, nur mit dem Lendenschurz bekleidet, stand vor ihnen. Er verneigte sich nach Landessitte und sagte in hindostani: "Der grosse Yoghi befahl mir, dich, Sahib, und die weisse Frau, über den Sumpf zu fahren!" Mit einer Gebärde lut er die Briten ein, das Kanu zu besteigen, doch als er im Boot die Schlangen sah, packte er sie sorglos mit den Händen wie lange Spargelstangen und warf sie über Bord, dann erst stiegen der Sahib und sein Weib ins Boot, und schweigend ruderte der junge Hindu sie über den Sumpf zurück.

* * *

Noch am Abend wurden Patanjali und seine Genossen auf freien Fuss gesetzt. Badami aber blieb verschollen bis auf den heutigen Tag.

- Aus Christi Reich -

DENKE KATHOLISCH!

Mode und Sittsamkeit.—Als sie damals, kurz nach dem Krieg, unsern Mädels die Zöpfe abgeschoren haben, da ist in manche Männerbrust eine heilige Wut hineingekommen. Nicht gerade, dass da oben etwas mehr ventiliert und gelüftet wurde (es konnte nicht viel schaden), aber dass auf einmal, auf Befehl der hohen Mode von Paris aus, jedes Mädchen, jede Frau, und schliesslich jedes gute brave Hausmütterchen so demütig den Kopf neigte, und sich wie ein Lämmchen scheren liess durch ganz Europa und Amerika, das war doch ein bischen stark. Grad vorher wollten noch zwei brave Mädchen ins Kloster gehen. Im letzten Augenblick verloren sie den Mut, als sie hörten, dass ihre schönen Zöpfe darunter leiden könnten. Als aber vierzehn Tage nachher der Befehl vom König Mode herauskam, da gab es kein Sträuben, wenn es auch dem armen Mädchenherzen weh tat. Und da sagte sich mancher ernste Mann: was wird das werden, wenn die Mode stärker ist als der Herrgott selber?

Was wurde draus? Als die Modeherrn in Paris und anderswo sahen, wie leicht es ging, probierten sie weiter. In einem Jahr liefen unsere Mädels halb nackt durch die Strassen, dass jeder anständige Bursch sich mit Ekel abwenden musste. Die armen Dinger schämten sich selber. Sie zupfter immer so verschämt am Saume des kurzen Röckchens, dass es wenigstens bis an die Knie reichte, wenn sie sich in der Street Car oder anderswo in anständiger Gesellschaft hinsetzen mussten. Aber was war zu machen? Es war halt die "Mode", die Allmächtige. Dan fing man an, die Tänze zu "reformieren". Unsere alten deutschen Walzer und englischen "Square"-Tänze waren ihnen zu anständig. Es musste "Tango" getanzt werden, dann Turkey-Trot, Fox-Trot usw. Na, ihr kennt sie ja besser, als ich alter Sittenrichter aus dem vorigen Jahrhundert: all die schönen neuen Verdrehungen, die man den Wilden Afrikas, den Tieren des Waldes und der "Barnyard" abgelernt hatte. Und Alles musste mitmachen, wenn dabei auch alles S i t t l i c h k e i t s g e f ü h l, aller A n s t a n d zum Teufel ging. Es war halt die neue "Mode", die war mächtiger als der alte Herrgott mit seinen veralterten Zehn Geboten. Damit das "grüne Zeug", von 12 bis 16 Jahren, auch was mitkriegte, erfand man die "Kissing-Bees", die "Petting Parties", um selbst aus den unschuldigen Kinderherzen alles S c h a m g e f ü h l herauszureissen. Jetzt war genug Mist im Boden, und man konnte anfangen, die Saat der "neuen Sittlichkeit" in die Herzen unserer christlichen Jugend zu säen. In Zeitungen und Magazinen wurde die "Nacktkultur" verherrlicht, dann kamen die Bücher der "Sexuellen Aufklärung", wo mit ekelhafter Scheinheiligkeit das Heiligste in Gottes Natur in den Dreck gezogen, und die Herzen von Millionen heranwachsender Menschen im Keime vergiftet wurden. Die Zerstörung des Eheglückes, Ehescheidung, das Verbrechen von Bethlehem ins Milionenfache vergrössert, langsamer Selbstmord der ganzen Rasse, sind die Früchte, welche unsere "moderne Mode" hervorgebracht hat. Die c h r i s t l i c h e Z i v i l i s a t i o n, das herrliche Geschenk unseres Erlösers, durch zweitausendjährige Arbeit unserer Heiligen und Märtyrer errichtet, sollte zerstört werden. Um das zu erreichen, musste das Ideal der c h r i s t l i c h e n J u n g f r a u, der c h r i s t l i c h e n M u t t e r in den Kot gezerrt werden. Statt der Mutter Gottes", der Unbefleckten Jungfrau, zeigte man unserer Jugend das neue Ideal des "W e i b s - T i e r e s", Keuschheit, Selbstbeherrschung, Ritterlichkeit, reine Brautliebe, und all das Wunderbare, das die Menschheit im Herzen einer christlichen Mutter verehrt, zu dem sie in den Zeiten des tiefsten sittlichen Verfalles aufgeschaut hat, um aus ihm immer wieder neue Kraft zum Guten zu schöpfen; die edle M u t t e r l i e b e, die da brannte in der Nacht des Männerhasses und des Geisteselends früherer Jahrhunderde wie die stille E w i g e L a m p e vor dem Allerheiligsten des katholischen Gotteshauses; alles das, was das Leben lebenswert macht in diesem Tränentale: es musste zerstört werden, ersetzt werden durch das Aufpeitschen der niedrigsten tierischen Triebe im Menschen, durch das "Austoben der Sinnlichkeit", durch eine neue "Moral" der modernen "Mode", die langsam das Grab der christlichen Zivilisation gräbt, und den Menschen auf das Niveau der degenerierten "Bestie" bringt. K a t h o l i s c h e s S i t t l i c h k e i t s - I d e a l. Ja, die K i r c h e. Die versteht von der "modernen Aufklärung" nichts. Sie ist "rückständig", "borniert", voll Engherzigkeit, "Prüderie", wie so eine alte Betschwester, die halt die "moderne, aufgeklärte" Seele des zwanzigsten Jahrhunderts nicht versteht. So wenigstens wiederholen die Tausende von S c h l a g w ö r t e r n, mit denen man unsere moderne Jugend abfüttert. "Sie" kennt halt nur den "Himmel", und versteht nichts von "Erdenglück", von "Ausleben", von "gesunder Sinnlichkeit" und wie all die schönen Ausdrücke heissen, die uns gleich in den Kopf kommen, wenn nur das Wort "Anstand, Schamgefühl, Heiligkeit des Ehestandes" und ähnliches erwähnt wird. Es ist etwas Wahres dran. Die Kirche ist zu fein, zu geistig, um auf alles das in gleicher Tonart zu antworten. Es ist schwer für eine "Dame", sich mit einer "Strassendirne" zu unterhalten. Man kennt halt die Ausdrücke nicht. Und doch sollte man grob auf grob kommen in diesen Sachen, und das Kind beim Namen nennen. Versuchen wir es einmal, mag auch manches zarte Seelchen dabei einen Ohnmachtsanfall erleiden.

Nacktkultur.—Nun, junges Mädchen, denk' mal, du sässest wieder auf der Katechismusbank. Du lernst da: Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Die "Seele" ist geistig, der "Leib" sinnlich. In der Seele sind hohe, edle Triebe: Freundschaft, Grossmut, Opferwilligkeit, Eltern- und Geschwisteriebe, Freude an Musik, Dichtung, Wissenschaft, an allem Schönen und Guten und Edlen und Heiligen. Der "Leib" hingegen, unser Körper, ist mehr wie das Tier. Er will fressen und saufen, faulenzen und sich herumtreiben, wird zornig, neidisch, gemein, hat Furcht vor Anstrengung, Schmerz, Opfer. Es ist eine spassige Kombination, als ob so ein armer Engel vom Himmel in eine Tierhaut hineingesteckt wäre. Und dabei ewiger Krieg zwischen beiden: Das Tier sucht den Engel in den Schmutz hineinzuzerren, der Engel sucht den Menschenleib zu veredeln, zu vergeistigen. Wer die Oberhand kriegt, entscheidet über das ewige Menschenlos: entweder bringt der Engel den Leib in den Himmel, oder der Leib zerrt die Seele mit sich in die Hölle. Nun, das Alles hast du gewusst als Kind, ehe man dir mit der gescheiten modernen "Aufklärung"

gekommen ist. Und bei dem jungen Burschen, mit dem du verkehrst, ist es genau dasselbe. Und euer Leben soll im heiligen Ehestande "e i n s" werden. Was "E i n s"? Ein "E n g e l", oder ein "T i e r"? Das hängt davon ab, wie ihr euch findet. Finden sich eure Seelen zuerst, durch eine reine, edle, geistige L i e b e, die alles beherrscht, auch die niedern, tierischen Triebe in euch: so, und so allein wird eure "Einheit" im heiligen Ehestande etwas geistiges, menschenwürdiges sein; ein tiefes, dauerndes Seelenglück. Wenn nicht: dann werden eure beiden Seelen vertieren, verrohen und verkommen. Ist das klar? Nun wollen aber unsere "modernen" Weltmenschen, dass der Mensch wieder auf den "Urstand" der TT i e r h e i t zurückkehre. Für ihn stammt ja der Mensch vom Affen ab, und er sieht im "A f f e n t i e r" sein M e n s c h e n i d e a l. Dafür reisst er euch die Kleider vom Leibe (entschuldigt den groben Ausdruck für eine grobe Gemeinheit), er sucht eure Sinnlichkeit aufzupeitschen, das Tier in euch wach zu machen, um dadurch alles Edle in eurem Herzen zu zerstören. Und sieht einmal der Bursch in dir einfach das Menschentier, so wird in ihm auch nur das Menschentier wach, und eure beiden edlen, geistigen Seelen verkümmern und verderben. Daher ist das S c h a m g e f ü h l, das vor jeder Unbescheidenheit in Handlung und Kleidung zurückschreckt, die jungfräuliche Bescheidenheit und Sittsamkeit, die absolut notwendige V o r b e d i n g u n g zu einem edlen glücklichen Ehestande.

Siehst du? Daher ist all die sogenannte N a c k t k u l t u r, die Bilder, Zeitschiften, Theater, in denen man den edlen Menschenleib zum Schauspiel für jedes gemeine, lüsternde Auge macht, eine n i e d e r t r ä c h t i g e B e s c h i m p f u n g und Beleidigung unserer christlichen Frauenwelt, und wenn unsere berühmten Tierquäler- und Prohibitionsdamen, die so viel Lärm machen um ein armes Hündchen, oder ein unschuldiges Glas Bier, etwas Schamgefühl und Ehrgefühl im Leibe hätten, hätten sie längst unsere Tänze, unsere Movies und Buchläden aussäubern können, und dadurch der Menschheit einen grösseren Dienst erwiesen als mit ihrem ganzen scheinheiligen Getue in Tier- und Trinkerwelt. Wir Männer natürlich lassen ruhig die Ehre unserer Mütter, Frauen und Töchter öffentlich schänden, und das ganze Frauengeschlecht auf das Niveau der Dirnen erniedrigen. Wir haben ja keine Zeit und müssen Geld machen. — So, das war grob, nächstens kommt es besser.

Ph. F.

Wie mann eine Pfarrgemeinde zugrunde richten kann.

GEHE nicht in die Kirche. Bleib ihr fern, nicht nur an den Werktagen, sondern auch an den Sonn- und Feiertagen. Sag', dass du gerade so gut sein kannst, wenn du zuhause bleibst oder fischen gehst.

Gehe nicht in deine eigene Kirche, in deine Pfarrkirche. Es könnte dich zu sehr interessieren, was du da zu hören bekommen würdest.

Wenn du aber wirklich in die Kirche gehst, dann entferne dich beim Beginn der Predigt und setze dich in das draussen wartende Auto, oder im Winter in die Caboose, um mit gleichgesinnten Kameraden eine Zigarette zu rauchen und die Tagesereignisse zu besprechen. Wie das doch deiner Seele erspriesslich sein wird! Dein Beispiel wird gewiss noch andere mehr anziehen, damit sie das Gleiche tun — und wie herrlich schmeckt doch so eine Zigarette, während die übrigen Mitglieder der Gemeinde dem Worte Gottes lauschen. Warum die halbe Stunde in der Kirche zubringen, um die Predigt anzuhören? Was der Priester dir da zu sagen hat, das hast du ja schon längst gehört und das weist du ja alles schon von früher her. Fallstricke des Teufels — und wie viele gehen in sein Netz!

Schicke deine Kinder in die religionslose Schule, damit sie ja nicht vertraut werden mit dem Gesetze Gottes und den Geboten der Kirche. Christi Wort "Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit und alles Uebrige wird euch hinzugegeben werden" gilt nicht für dich und deine Kinder. Du und deine Kinder bilden eine Ausnahme. Sie werden das Glück finden ausserhalb Gott und seiner Kirche. Fallstricke des bösen Feindes, aber sie tragen merklich dazu bei, eine Pfarrgemeinde zugrunde zu richten.

Trage ja nichts zum Unterhalte der Kirche bei. — Dein Pfarrer könnte sonst zu viel ausgeben zur Ehre Gottes und der Kirche. Die Kirche ist ja auf einen Felsen gebaut und wird nicht untergehen. Warum also sollst du sie unterstützen? Sie soll sich selber stützen! Ueberlass es anderen Mitgliedern der Gemeinde, zum Unterhalt des Hauses Gottes beizutragen. Gar bald werden dann auch diese müde werden, die Last zu tragen, und werden zuhause bleiben. Statt in die Kirche zu gehen, können sie dann mit dem Auto nach einem Platze des Vergnügens fahren. Das Geld für das Gasolin für diesen Zweck betrachtet man ja nicht als ein Opfer. Dann hat man doch etwas für das gespendete Geld. Einflüsterungen des Teufels, der sich einem selbstsüchtigen Menschen wunderbar anpassen kann!

Kritisiere, tadle, greife deinen Pfarrer mit schneidigen Worten an! Suche nach Vorwänden, ihn in ein schiefes Licht zu stellen, und wenn du keinen Vorwand findest, kritisiere dennoch. Warumh ast du denn eine Zunge? So eine kräftige Kritik macht einen mächtigen Eindruck auf andere Gemeindemitglieder und vor allem auf deine Kinder. Werden die Respekt vor dir bekommen! Ja, leider . . .! In etlichen Jahren wirsh du vielleicht ganz anders denken und die Torheiten deiner jüngeren Jahre an deinem eigenen Leibe abbüssen müssen.

Wenn du all das oben Angegebene getreulich vollführst, so hilfst du auf sehr wirksame Art mit, deine Pfarrgemeinde zugrunde zu richten. Bedenke aber auch, dass ein Tag der Abrechnung fr dich kommt, jener Tag, den die Kirche den "Tag des Zornes", den "Tag der Rache", den "bösen und sehr bitteren Tag" nennt, den Tag deines Todes und Gerichtes. Wie weit ist er noch entfernt? Der Zweck deines Hierseins auf Erden ist, dass du dich selbst heiligest und jene, die mit dir sind, besonders jene, die Gott dir anvertraut hat, deine Kinder. Verfehlst du diesen Zweck, so wird der ewige Richter ein sehr strenges Urteil über dich fällen müssen am Tage des Gerichtes. "Was werde dann ich Armer sagen? Welchen Anwalt mir erfragen? Wenn selbst die Gerechten zagen!" singt die Kirche in der Sequenz der Seelenmesse.

Wie der Kobel-Veit zu Hause regiert.

Eine Geschichte vom Reimmichl.

DER Kobel-Veit von Gatterbach hauste allein mit seinem Weiblein, der ehrenfesten Kobel-Lise, weit droben am Berge auf einem Kleinhäuslergütchen. Der Veit hatte schon in den ersten Wochen des sonnigen Ehelebens die Hosen an sein zungenfertiges und herrschlustiges Weiblein abgegeben und dafür ein paar nette Hauspantoffeln erstanden. — Da er so fest in diesen Pantoffeln drinnen steckte, war der arme Veit das ganze Jahr hindurch bitter viel zum Haushüten und Stubenhocken verurteilt. Die getreue Frau Lise hatte auch den löblichen Brauch, jeden Abend um sieben Uhr zu sperren, und hernach gelangte keine Maus mehr hinaus, noch weniger herein. Wenn sich ein solches Haustierchen je einmal verspätet hatte, so gab es keine Gnade und Barmherzigkeit — es musste ausser dem Hause, im Stall oder in der Scheune, übernachten, und in der Früh wusste die Frau Lise so erschütternd zu predigen, dass den verschiedenen Gattungen der Mäuse die grauen und schwarzen Haare zu Berge standen. — Der Veit hatte schon längst keine Anfechtungen mehr zu abendlichen Spaziergängen und zu nächtlichen Sitzungen, nur gewisse Bilder aus seinen ledigen Tagen mit eichel- und laubförmigen, mit schelligen und herzigen Figuren umgeisterten manchmal seinen Sinn, und die edle Kunst des "Wattens" verfolgte ihn in seinen stillen Träumen.

Es war in der Frauenwoche im August, da unternahm die Lise allein eine Wallfahrt. Am Sonntag in der Früh zog sie fort, am Mittwoch abends versprach sie wieder heimzukommen. Sie trug dem Veit strengstens auf, ja das Haus keinen Augenblick allein zu lassen, denn es täten alleweil Räuber- und Zigeunerbanden herumstreichen, und sie würde bei ihrer Heimkehr alles erfragen, was ihr Mann gehalten und unterlassen habe. Der Veit versprach das Beste, als aber die Lise durch die Haustür schritt, zeichnete er hinter ihrem Rücken ein grosses Kreuz. Um zwölf Uhr zu Mittag sass er schon beim "Fraggele"-Wirt, sagte "Trumpf" und "Schlag", gab drei und vier und fünf und gewann einen "Kopf" um den andern. Der Mond zog schon ein breites Maul, und die Turmuhr schlug wiederum zwölf, als der Veit zum Kobelhäuschen emporstieg. Am Montag begann das Spiel erst um sieben Uhr abends, es dauerte aber auch um ein paar Stunden länger. Den Dienstag, als den letzten Tag der Freiheit, beschloss der Veit ordentlich auszunützen. Er machte schon um vier Uhr nachmittags Feierabend, verschloss sorgfältig die Haustür und versteckte den Schlüssel in der Holzlege neben der Hauswand, dann staffelte er langsam ins Dorf hinunter zum "Fraggele"-Wirt. — Es hatte aber der Grossknecht vom Nachbarhause, genannt der Hanslmuch, den Veit bei seinem Weggang genau beobachtet. Er hatte genau die Stelle gesehen, wo der Veit den Hausschlüssel geborgen. Der Hanslmuch war als Spassvogel und Leutfex weitum bekannt. Er hatte nicht nur den Kopf jederzeit voll Witze und Tricke, sondern wusste auch die Stimmen von Männlich, Weiblich und Sächlich bei Leuten und Vieh auf das täuschendste nachzuahmen. — Der Kobel-Veit war noch keine hundert Schritte von seinem Hause entfernt, da hatte der Hanslmuch schon einen bösen Streich gegen ihn geplant. Er setzte den Mitterknecht, Gigel-Hannes, ins Vertrauen, und kichernd steckten die beiden gar lang ihre Köpfe zusammen. Als der Nachtrosenkranz vorüber war, schritten sie zur Ausführung. Der Much holte den Hausschlüssel vom Kobelhaus aus dem Verstecke, sperrte auf und zog sich in die Schlafkammer der Kobelleute zurück, die Kammertür verriegelte er von innen. Der Gigel-Hannes aber rannte ins Dorf hinunter zum "Fraggele"-Wirt, um dem Veit zu melden, dass seine Alte, die Liese, heimgekommen sei.

Unterdessen pickte der Veit schon einige Stunden im Gefühle der höchsten Sicherheit auf der Wirtsbank, pelzte seine "Trümpfe" und "Schläge" auf den Tisch, schnalzte mit den Fingern und lachte, dass es von den Wänden schmetterte. — Sein Widerpart im Spiele, der Lucken-Hansl, neckte ihn:

"Du, Veit, gelt, wenn die Katze aus dem Haus ist, dann haben die Mäuse Kirchtag?"

"Wie meinst du das?" fragte der Veit spitzig.

"O, ich mein' nur, deine Alte dürft' dir heut' nicht kiebitzen," entgegnete der Hans.

Da schnellte der Veit in die Höhe.

"Meine Alte?" schrie er, ". . . da kennst du mich schlecht; meine Alte hat grad' soviel zu reden wie dem Pfarrer sein Pudel. Soviel bin ich schon Mann, dass die Bäume nicht in den Himmel, sag' ich, dass mir die Alte nicht über das Halsband hinaufwächst . . . Herr und Kaiser im Hause bin ich, und wenn ich sag': Hü! muss die Alte gehen, und wenn ich sag': Halt! muss sie stehen; und wenn ich auf den Tisch hau', dann getraut sich in meinem Hause keine Fliege mehr zu husten, verstanden? — Weisst, das Weiberregiment gibt's in meinem Hause im Neuen Testament nicht. — Schaffen tu' ich, und wenn ich einmal shaff', dann hat's Fundament, und das Weib darf mit der kleinen Zehe nicht mehr mucksen, sonst tät' ich ihr den Stubenboden eintreten! . . . Drei geboten!"

"Vier!"

"Fünfe!" schrie der Veit.

Da öffnete sich die Stubentür und herein kam der Gigl-Hannes.

"Ah, das ist schön," rief der Veit, "jetzt krieg' ich eine Gesellschaft auf dem Heimweg . . . Aber so schnell gehen wir heute nicht."

Der Hannes näherte sich dem Tisch und sagte:

"Veit, deine Alte ist heimgekommen, die Lise."

Der Veit wurde kreidebleich, dann sagte er tonlos:

"Das ist nicht müglich, sie kommt erst morgen."

"Sie ist aber doch gekommen, schau nur hinauf, sie hat Licht in der Kammer."

Nun wurde der Veit mäuschenstill, er spielte die Karten nur mehr leise und mechanisch aus, um so lauter lachten die anderen Spieler.

Der Veit wurde immer stiller. Jetzt verlor er sogar mit "drei den Rechten" und einen Trumpf das Spiel. Das Spotten und Necken wollte kein Ende nehmen. Endlich erhob sich der Veit. Er sagte, es werde ihm merkwürdig übel, er müsste ein bisschen hinausgehen. Man wollte ihn nicht gehen lassen; er versprach, bald wieder zu kommen. Allein die Gesellschaft wartete Viertelstunde um Viertelstunde umsonst auf den Veit. Er kam nicht mehr. Er rannte spornstreichs den Berg hinauf, dem Kobelhäuschen zu; richtig er-

blickte er am Kammerfenster Licht. Sein Herz pochte gewaltig. Als er die Höhe erstiegen hatte, näherte er sich leise der Haustür. Er drückte auf die Türklinke, die Tür ging auf. Jetzt wurde ihm etwas leichter. Er tastete die Treppe hinauf und wollte die Kammertür öffnen; sie war verriegelt.

"Ja, Lise, liebe Alte, ist's wirklich wahr? Bist du schon da? Wie mich das freut?" heuchelte er. "Gelt, du bist wohl gesund und es ist dir nichts zugestossen? Mir ist soviel zeitlang gewesen um dich; die Stunden habe ich gezählt, bis du wieder kommst — gar nicht erwartet hab' ich's . . ."

Er hörte drinnen ein zorniges Fauchen und Knurren.

"Geh, Lise, goldener Schatz, mach' keinen Spass, tu' auf," bat er, "ich bin ja nur beim Schmied drunten gewesen eine Hacke reparieren lassen."

Jetzt ging es drinnen los. Im höchsten Fisteltone schrie es: "Den Schmied kenn' ich! — Drei Nächte hast du schon beim "Fraggele"-Wirt an dem Weinpanzen herumrepariert, du Lump, du schlechter, du ausgeklaubter, du eingesalzter! . ."

"Geh, Alte, sei g'scheid! — Ein kleines Spiel hab' ich g'macht, ein leichtes, ein zahmes, ganz ein unschuldiges; ich tu's gewiss mein Lebtag nicht mehr . . ."

"Die Litanei kenn' ich schon, die magst den Katzen vorpfeifen, du Lumpefell, du ausgedörrtes, du eingetunktes, du, du . . . Die Augen möcht ich mir ausweinen; die Schellass ist dir lieber als dein ehelich angetrautes Weib, und vor der ganzen Gemeinde tust du mich verschandeln."

"Ist gar nicht wahr, Lise! Lauter Tugenden und gute Werke hab' ich von dir erzählt. Mach auf, sonst geh' ich fort und tu mir etwas an."'

"Hahaha, das ist gar nicht mehr notwendig! . . Ich mein', du hast dir schon etwas angetan hinter dem Wirt seinen Weinpanzen."

Der Veit begann zu weinen, aber alles nützte ihm nichts. Er kam nicht in die Kammer. Endlich stieg er auf den Dachboden und legte sich auf ein paar alten Decken zur Ruhe. Erst spät nach Mitternacht konnte er einschlafen. In der Früh, als er aufstand, erlebte er die grösste Ueberraschung. Die Kammer war offen und die Lise war verschwunden. Nun wusste sich der Veit nicht mehr zu helfen.

Er durchstöberte nochmals alls Winkel des Hauses, die Lise war fort — durchgegangen. In trostloser Stimmung verbrachte der arme Veit den Tag. Als es wiederum zu nachten begann, wurde ihm patzbutterweich zumute. Da sah er plötzlich die Lise den Brunnensteig heraufkommen. Jäh schnellte er zur Tür hinaus, ihr entgegen. Schon von weitem rief er:

"Weil du nur wieder kommst! . . . Ich hab' schon gemeint, du willst mich verlassen . . . . Wie eine arme Seele hab' ich gewartet den ganzen Tag; aber gelt, heut' bist nicht mehr zornig wie gestern?"

Nach einer kurzen Erklärung verstand die Lise, was vorgegangen war, und alles war wieder gut.



Segen Fuer Kinderreiche Familien

VORSORGLICHE Eltern meinen, ihrem einzigen Kinde eine Wohltat zu erweisen, wenn ihm keine weiteren Kinder folgen. Dann hat das eine, — oder deren zwei — natürlich die beste Gesundheit, die beste Ausbildung, die grösste Tüchtigkeit und vor allem das ganze Vermögen. Heisst das nicht gewissenhaft sorgen? Jawohl — aber noch ein paar Geschwister wäre unbedingt die grösste Wohltat, in jeder Hinsicht, sogar für die kurzsichtigen Eltern!

Was ist es nur Schönes um die Geschwisterliebe, von der glücklichen Kinderzeit bis zur Reife des Lebens! Wie entwickelt sich da früh und fast von selber die gegenseitige Hilfsbereitschaft, Mitleid und freigebige Teilnahme; die Knaben sind von selbst die ritterlichen Beschützer der lieben Schwestern, die Schwestern haben Gelegenheit, unter der Anleitung der Mutter das Kleinste mit Achtsamkeit zu betreuen, die beste Vorschule der Mütterlichkeit. Und wieviel Stündlein lauterster Freude beim gemeinsamen lustigen Spiel!

Um all dieses berauben die "klugen und vorsorglichen" Eltern ihr Kind und sich selbst; daher oft die Lieblosigkeit der Einkinder, was anderen wohl und wehe tut, bleiben gefühllos, wo andere ergriffen sind.

Und wie oft haben Eltern den schönsten Schmuck ihrer Ehe ferngehalten und den reichsten Lohn, den ihnen Gott mit dem vierten, oder sechsten, oder späteren Kinde geben wollte! Ist es nicht auffallend, dass viele der hervorragendsten Männer und Frauen aus kinderreichen Familien stammen? Nur ein paar Beispiele: Daniel O'Connel, der Befreier Irlands, hat als Aeltester von 10 Kindern sein Verständnis gewonnen fürs harte Leben des Volkes; Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters und Befreier Nordamerikas, war das 18. Kind eines Seifensieders. Werner Siemens, der mit vier Brüdern an der Spitze der grossartigsten Industrieunternehmungen steht, ist der Aelteste unter 14 Kindern eines Landmannes. Joseph von Fraunhofer, der Erfinder wichtiger optischer Instrumente, war das 10. Kind. Prinz Eugen, der jüngste von 5 Söhnen; Blücher, der jüngste von 7 Söhnen; Garcia Morena, der berühmte Präsident von Ecuador, das 8. Kind einer verarmten Familie. Die grosse hl. Katharina von Siena war das 23. von 24 Kindern.

Viele, viele solcher Münner und Frauen liessen sich aufzählen; ich nenne nur folgende: Die hl. Hildegard, die hochgelehrte deutsche Benediktinerin, war das 10. Kind. Der hl. Ignatius, der Gründer des Jesuitenordens, das 11., der hl. Klemens Hofbauer, Apostel Oesterreichs, das 12. Pater Bonaventura, Dominikaner, der gefeierte Grosstadtmissionar und Seelsorger, das 13., Alban Stolz, der vielgelesene Volksschriftsteller, gar das 16.

"Wie gross muss vor Gott eine Mutter dastehen, die es wagt, und immer wieder wagt und ihr eigenes Leben stets neu hinopfert, um einem Kinde das Leben zu schenken — dreizehnmal?" So sagt der eben angeführte Pater Bonaventura. "Alles, was ein Priester nur je wirken kann, geht auf seine fromme Mutter zurück."

Kirchenverfolger

Von einem, der es weiss.

ICH will nicht von ihrem Endschicksal reden. Dies ist meistens nicht der gewöhnliche Tod. Schon Lactanz hat das bemerkt. Er hat 313 nach Chr. ein Buch geschrieben über die Todesart der Christenverfolger. Die hat, wie er feststellt, fast immer die Wahrzeichen der göttlichen Strafgerechtigkeit an sich. Gemäss dem Grundsatz: wer unschuldiges Blut vergiesst, dessen Blut soll wieder vergossen werden. So war es vor 1600 Jahren; so ist es heute noch.

Deshalb lasst uns lieber sprechen von ihrer Art und Weise, die Kirche zu drangsalieren.

Da stehen die einen auf dem Kampffeld wie brüllende Löwen. In furchtbarer Wildheit. Mit entsetzlicher Blutgier. Mit schauriger Angriffs- und Vernichtungswut. Die Lämmer Christi hören ihr Gebrüll und erschauern. So in den zehn grossen Hass- und Mordausbrüchen im Römischen Reich zwischen den Jahren 60 und 312 nach Christi Geburt. "Entmenschtes Rom! Zur Wollust ist das Morden; das Sterben zum Theaterspiel geworden." So ruft ein Dichter und Denker aus angesichts der Greuel jener Zeit.

Andere Verfolger verkleiden sich als Engel des Lichts. Ihre Lippen triefen von Friedensversicherungen. Sie lassen die Kirchen offen und rühmen sich dessen vor der Welt. Leugnen jede Art der Unterdrückung und Gewalttätigkeit. Und doch vergeht keine Nacht, wo ihr Gehirn nicht fieberhaft neue Schikanen ersinnt. Kein Tag, wo sie nicht neue Ketten schmieden.

Solcher Art war der berühmte Julian der Abtrünnige. Kaiser Constantin hatte 312 das Christentum zur Staatsreligion erklärt. Seine Söhne hielten fest daran. Da geriet im Jahre 360 Julian auf den Thron. Sein Ziel war die Wiederherstellung des sterbenden Heidentums. Als Mittel dazu entschied er sich für die geheime, ununterbrochene Verfolgung. Er schloss die 'Galiläer' (Christen) von allen öffentlichen Aemtern aus. Versperrte ihnen den Zugang zu höherer Wissensbildung. Beraubte die Geistlichkeit ihres Einkommens und erdrückte die Gemeinden durch unerschwingliche Steuerlast. Seine Bosheit liess gehässige Kampfschriften los und begünstigte die kirchenfeindlichen Sekten. Zu gleicher Zeit erhob er den Götzendienst zu grosser Feierlichkeit. Machte das Heidentum der Menge schmackhaft durch Ausstaffierung mit christlichen Elementen. Er nahm den christlichen Krankendienst hinüber und schuf heidnische Klöster nach christlichem Stil. Charakterlose Schmeichler, die sich seinen Plänen gefügig zeigten, erfreuten sich besonderer Gunstbezeugungen. Wahren Männern, die zu Christus hielten, wurden durch gehässige Spitzelei und Plackerei auf jede Weise das Leben versauert.

Wie steht es heute in dieser Hinsicht? Man spricht so gern von Duldung (Toleranz) und von Weitherzigkeit in Religion und Gewissensdingen. Fanatismus ist unbedingt verpönt.

Trotz allem gibt es Kirchenverfolger. Und ihre Methoden haben sich nicht im geringsten geändert. Im Gegenteil: sie scheinen eher die Wege ihrer unseligen Vorgänger zu studieren und ballen deren verschiedenen Massnahmen zu einem System grausamster Unmenschlichkeiten zusammen. Die Geschichte der letzten 20 Jahre beweist es! Da ist Russland. Mit höllischen Qualen und Todesmartern wütet man dort nun schon 2 Jahrzehnte gegen die Bekenner Christi. Da ist das Spanien im blutigen Wirbel der Volksfront-Revolution. Man hat erschossen, gekreuzigt; über qualmendem Feuer erstickt; mit Gasolin begossen und verbrannt; in Kellern eingesperrt und Handgranaten dazwischen geworfen. Brüllende Löwen!

Aber auch der feineren Art der Christenverfolgung begegnet man allenthalben. Sie wird unterhalten und geschürt im Namen der 'Freien Vernunft' und der 'Reinen Menschlichkeit.' Da schwärt seit 1905 der schleichende Kulturkampf in Frankreich. Angezettelt und im Gang gehalten durch die Freimaurerei und den Verband der Gottlosen. Ergeht sich in ständigen Angriffen auf den Papst; die priesterliche Führerschaft; die christliche Schule. Man entzog der Kirche und dem Klerus jegliche Hilfe. Entriet dem Volk die Unterstützung der Priester und Gotteshäuser. Liess die Kruzifixe und Heiligenhäuschen an Wegekreuzungen zerfallen. Besteuerte die Pfarrhäuser so, dass sie bald samt ihrem Mobilar für rückständige Zahlungen versteigert werden mussten. Die Kirchen und Vereinshäuser wurden bald baufällig und von der Behörde auf Abbruch an Bauspekulanten verschachert. Die Seelsorger litten Hunger und ärgste Not. Lebten vom Mitleid der schrumpfenden Herde. Versorgen sich selber Küche und Haushalt, erbettelten sich ihr Essen von Haus zu Haus oder verdienten sich ihren Unterhalt durch Heumachen oder Kartoffelhacken bei den Bauern. Zivilehe und Zivilbegräbnis blühten. Stadtbild und Landschaft verloren ihr christliches Angesicht und Frankreich wurde zur sterbenden Nation.

Da ist der totale Staat. Auch er gefällt sich in Kirchenfeindlichkeit. Schmeichelt sich selber mit der Hoffnung, Gründer einer neu-germanischen Religion zu werden. Auf Kosten des Christentums natürlich, das der neuen Weltanschauung weichen soll. Dahin geht ihr Denken und Planen, dahin ihre gesetzlichen Massnahmen. Die Kirchen lässt man offen; leugnet jede Verfolgung. Weist hin auf die Rekordzahlen der Messbesucher und der Wallfahrtsteilnehmer. Und dabei tötet man langsam in den Herzen den Glauben und den christlichen Geist. Man pfropft dem Volk ein neues Weltbild auf. Zaubert ihm ein neues Lebensgefühl und Menschheitsideal vor die Seele. Nennt das Christentum die grosse 'Täuschung'. Belächelt es als Hirngespinst ('Mythus'). Brandmarkt es als unmodern und unvereinbar mit Rasse und Blut. Und der hohl-

LEIER BROS. TIRE SERVICE

1714 - 10th Ave. REGINA

GOOD USED TIRES

ALL SIZES

VULCANIZING AND RETREADING

FULL CIRCLE RETREADERS

Manager:
Vince Leier. Phone 5572

köpfige Verfasser erhält für solchen Schweinefrass den goldenen Literatenpreis. Besonderen 'manure' dieser Art liefern die monatlichen "Schulungshefte" für Lehrer und Soldaten wie auch die Zeitungsküsten am Ein- und Ausgang selbst der kleinsten Dörfer. Da siehst du Spottfiguren von Papst und Priestern; siehst sie tagaus tagein als Volksfeinde angewidert und verlästert. Daneben wird der Kirchenaustritt gefördert und mit besonders guten 'jobs' belohnt. Heidnische Sonnenwendefeiern treten an Stelle des Weihnachtszaubers. Geschichtsfälschung wird im grossen Stil betrieben; die Krankenpflege zum Staatsmonopol erklärt; alles Heilige aus dem öffentlichen Leben verbannt; Blut und Rasse als einzige Quelle irgendwelchen Heldentums gefeiert. Siehst du das langsame Zerstörungswerk dieser 'Lichtengel'? Ja, sie tragen die Engelsmaske auf ihrem Satansgesicht. Und sie nehmen sich ruhig Zeit mit ihrer Zermürbungsarbeit. "Lasst nur die Aelteren und ganz Alten in die Kirche gehen. Ueber denen türmt sich bald der Grabeshügel. Unser ist die Jugend. Und wer die hat, hat die Zukunft!" Und so wird bald das letzte Amen in den Kirchen verklungen sein. Der Geist ist gestorben; die christliche Religion wie von selber ausgelüscht!

Welche Methode ist schlimmer? Die der brüllenden Löwen? Oder die der Lichtengel mit der Maske auf dem Hüllenangesicht? Urteilet selber.

Von einem, der es weiss.

Es lebe Christus, der König!

MITTEN im spanischen Bürgerkrieg. Eben haben die nationalen Truppen eine Ortschaft besetzt. Freude und Begeisterung herrscht unter den vom Joch der Moskowiten befreiten Einwohner. Sie kommen aus den Trümmern ihrer Häuser hervor. Da stürzt eine Frau zu den auf der Strasse befindlichen "Requetes": Schnell, ein Priester! Ein Sterbender verlangt nach ihm. Die Soldaten rufen ihren Aumonier. Dieser kommt sofort und begleitet die aufgeregte Frau zu einem ganz zerstörten Hause. Im Keller desselben lag auf einer Matratze ein Sterbender. Die Brust war von Granatsplittern zerrissen. Es war ein Soldat der Miliztruppen. Mit schwacher Stimme verlangt er nach dem Priester und bat ihn, sein Bekenntnis entgegenzunehmen und dasselbe auf ausdrücklichen Wunsch vor den Anwesenden wiederholen zu dürfen. Nachdem er reumütig sich mit dem Herrgott ausgesöhnt, rief er die auf der Strasse befindlichen Soldaten zu sich und sprach: "Ich bin ein Anarchist. Ich habe 32 Priester mit eigener Hand getötet. Ich kann die Leute nicht mehr zählen, die ich alle sonst noch getötet habe. Alle haben mutig dem Tod ins Angesicht geschaut und sind gestorben mit dem Rufe: "Es lebe Christus der König!" Unter den Ermordeten befand sich auch der Vater und zwei Brüder des hier gegenwärtigen Geistlichen, der mich eben mit dem lieben Herrgott ausgesöhnt hat. Er hat mir grossmütig in seinem eigenen Namen meine Verbrechen verziehen und will sogar für mich beten. Mein Gott, verzeih mir meine grosse Missetat, ich nehme gerne den Tod an als Sühne für meine Verbrechen. Es lebe Christus der König! Ja derselbe, den ich verfolgt in seinen Dienern und seinen Bekennern. Ich bitte euch alle um Verzeihung." Erschöpft sank er auf sein Lager zurück. Blutiger Schaum zeigte sich auf seinen Lippen. Er liess sein Haupt sinken und war tot. Erschüttert umstanden alle das Lager des soeben Gestorbenen.

Der Priester auf dem brennenden Schiff.

Einem Bericht des New Yorker Korrespondenten der Frankfurter Zeitung über die Katastrophe des "Morro Castle" entnehmen wir folgenden Einzelzug: "Voll des Lobes sind die Passagiere auch für einen jungen Priester. Er stand — so erzählt einer — ruhig und bewegungslos, dem Feuer am nächsten. Hinter ihm sahen wir die Flammen aufzüngeln, die seine Umrisse scharf beleuchteten, und es schien uns, als ob das Feuer seinen Anzug schon versengte. So stand er und hob die Arme empor, ohne ein Wort zu sagen. Das Schreien und Kreischen verstummte plötzlich. Als es still wurde, betete er mit uns und erteilte uns die Absolution. Dann wurde die Hitze immer unerträglicher und wir sprangen ins Wasser."

WIE LENIN STARB

Ueber den Tod des russischen Revolutionshelden Lenin schreibt Perzival Philips: "Dieser Mann, der über zwei Millionen seiner russischen Volksgenossen kaltblütig in den Tod geschickt hatte, war von einer langsam verlaufenden Krankheit befallen worden, deren Symptome für ihn, das hochgefeierte, wie ein Gott verehrte Staatsoberhaupt, äusserst demütigend waren. Sein Verstand begann langsam abzunehmen. Etwas über ein Jahr lang wehrte sich Lenin hartnäckig gegen sein Geschick, aber die allmähliche Lähmung seiner Geisteskräfte nahm von Tag zu Tag zu. An seinem letzten Lebenstag sah man mit Schaudern den allmächtigen Herrn des russischen Reiches in seinem bei Moskau gelegenen Landsitz Gorki auf dem Fussboden herumrutschen. Gleich einem Tiere bewegte er sich auf allen vieren zu gewissen Möbelstücken seines Zimmers und bat die Möbel, von Gewissensbissen gemartert, flehentlich um Verzeihung für seine Verbrechen. Das tat er in den immer seltener werdenden lichten Augenblicken seines erbärmlichen Zustandes."

Ja, Gott weiss seine Leute schon zu finden! Und erst die Abrechnung in der Ewigkeit! Besser ein Schweinehort mit reinem Gewissen als solch ein Grosser mit solchen Verbrechen!

Ratschlag des Dichters.

Goethes Lehrer in der Kunst des Radierens war der Maler Johann Michael Stock in Leipzig. Die beiden waren befreundet und duzten sich.

"Goethe," sagte Stock eines Tages, "meine Töchter wachsen heran, was meinst du, worin soll ich die Mädchen unterrichten lassen?"

"In nichts anderem als in der Wirtschaft," erwiderte Goethe, der in diesen Dingen immer sehr praktisch dachte, "lass sie gute Köchinnen werden, das wird für ihre künftigen Männer immer das Beste sein!"

Sinnsprüche.

Oeffne den Mund so sorgfältig wie den Geldbeutel.

So wie es ohne Glauben unmöglich ist, Gott zu gefallen, so ist es ohne Sanftmut unmöglich, den Menschen zu gefallen und sie gut zu leiten.

The Missionary Association of Mary Immaculate

Its Object. — To assist the Oblates of Mary Immaculate in their Missions at home and in pagan countries by (a) praying for their success, and (b) giving material aid to their work, especially by helping to support those institutions in which young men are being trained for missionary work.

Conditions of Membership. — (a) To recite daily three Hail Marys for the intentions of the Association; (b) to give an annual alms for the work of Oblate Missions and vocations. (Twenty-five cents or more annually. Life membership $5.00.)

Advantages. — The members of the Association, besides the merit of co-operation in the formation of missionaries, and in the conversion of the most derelict souls, share in the prayers and good works of all the Oblates, (now numbering more than 3,000 members) and in the special prayers the latter offer daily for their benefactors. They also have a share in the following Masses: (1) One Holy Mass each week for all Associates, living and dead, who have complied with the conditions; (2) two Holy Masses said daily in the General House of the Oblates in Rome for all their benefactors; (3) a share, also, in life and after death, in all the blessings and satisfactions of more than 2000 Holy Masses which are said daily by Oblate priests in the whole world.

Indulgences. The following plenary indulgences may be gained by members of the Association: (1) On the day of enrollment; (2) the first Friday of each month; (3) on the following feasts: Pentecost, Purification, Annunciation, Assumption, Nativity and Immaculate Conception of the Blessed Virgin Mary; Our Lady of Mercy, May the 11th; St. Joseph and the Patronage of St. Joseph, Sts. Peter and Paul; (4) at the hour of death. (These indulgences are gained under the usual conditions, and, with the exception of the one "in the hour of death," which is personal, all may be applied to the souls in purgatory.)

Note. — Anyone may become a member by being inscribed in the Register of the Association.

Anyone may become a Promoter who is willing to work in spreading the Association among friends and acquaintances, and is thereby entitled to additional privileges.

Deceased relatives and friends may be enrolled in the Register of Benefactors of the Association by making an annual offering in their name. (Perpetual Registration, $5.00.) This will secure for them a remembrance in the prayers and Holy Masses of the Oblates of Mary Immaculate.

Information, lists and membership certificates can be secured, free of charge, by writing to:

Missionary Association of Mary Immaculate,
924 Victoria Ave., Regina.

. Look at you now, half through already and I haven't even started."

Dick looked over the top of his paper and showed to the world a clever face, and a chin determined to go the way his mind ordered, the whole rather stern outlook redeemed by the humor and kindliness of the mouth. A face to be relied on in an emergency, but not to be trifled with. Just then the grave eyes had a mischievous sparkle in them.

"Well, my dear," he drawled, "You're so effcient, you know. I never think of being polite. You're so able to take care of yourself. In fact," he added grimly, "I often wonder why you saddled yourself with me."

"Well," she snapped back, "It's a good thing I am efficient, or rather"—correcting herself hastily—"we're efficient. When two people can manage to pull in over $100.00 a week between them, I don't think it's to be despised."

Dick opened his mouth as if to speak and then thought better of it.

"I like your sarcasm," petulantly. "Don't you think I get tired of the whole thing? Hanging on to straps every day. You always take our car, you know. Entertaining, keeping up with the Jones', listening to their stupid talk. Up late at night and early in the morning. I'm the one who has all the brunt of that," she exclaimed, strung up to the verge of tears—"you just come home and enjoy it all."

, contented. Still efficient Neleen," his eyes betraying a faint twinkle, "but in a different way. Try it, you won't be bored. If you choose, you can have lots to fill your life," he added meaningly.

He paused, watching keenly for some signs of relenting in the mobile face. With the eyes of a keen physician of human nature he noted sadly the hardening of the once soft mouth, the drooping weariness of the trim figure, the faint nervous lines about the eyes, and taking her tenderly in his arms he made his last, desperate appeal.

"Darling, believe me, I mean it for the best." Then, entreatingly, "Take the hard look out of your eyes, Neleen. I'm clumsy, sarcastic perhaps, because I love you deeply and this means so much to me. We're both trying to paddle the same canoe, and you're a bad paddler, honey. I see the rapids ahead, and before we know it we'll be on the rocks. Think it over."

* * *

The party was voted a huge success by the "intellectuals". Several more rings were left on the already much abused tables and a large cigarette burn in the new covers of the davenport, but it was quite a triumph for Neleen. Or was it? she wondered miserable, as she tossed and turned on her bed. She had watched Dick furtively, that evening, as he moved among their guests, smiling, courteous, rising to every occasion, hiding the miserable ache in his heart—the

perfect host. "Holding up my hands all the time," she thought repentantly, "poor old dear, and he does hate it all. Oh! that wretched coffee. If I could only sleep, sleep, sleep."

Lying there, inactive, with its stimulating effect clarifying all her thoughts, she gazed into the future. "We're both young," she mused, "we've only been married one short year. All life's ahead, and he's left it for me to decide," she thought miserably.

Dick, with the man's ability to forget and fall asleep when thoroughly tired, lay quietly beside her. She touched his firm body under the clothes. Felt the strength and quiet power of his arms. "Just as firm as his will," she thought hopelessly. "It's up to me."

And then, as if in answer to her unspoken thoughts, the future unrolled before her in the darkness. Time raced on. She saw it remorselessly marking off the years. She saw the slow fading of Dick's bright joyousness. He came home from the office, moody, dyspeptic. She saw herself still plodding, still entertaining in her spare time. They were not the host and hostess they used to be. People made excuses, quite flimsy ones sometimes, when she went out of her way to invite them. Christmas was a lonely time. They were both too tired to take the trip home to the old farm. They got up late and yawned their way through the day, going to bed unusually early to get it over with.

She saw herself getting older, less attractive, losing her grip at the office, less sure of herself, trying desperately to stop the march of time. Dick had lost the charm of manner which had made him so many friends. The change was reflected in his work and he was compelled to take a much lower salary. This made it imperative that now they both keep working—now, when she would give the world to stay home. Too late!

The old familiar words rang in her brain, "She hath chosen the better part—" "Oh, why didn't I?" she murmured miserably, "Oh, if I could only turn back the years."

* * *

Dick let himself wearily into the duplex. He looked up with surprise as Neleen appeared from the kitchen.

"Why, you're home early, aren't you?" he said.

"It's your birthday, Dick. Had you forgotten? I'm home to celebrate. To celebrate two things, dear, "she continued softly, "your birthday, and my retirement—from public life." With a tremulous little laugh she went on hurriedly. "You're going to paddle the canoe in future, darling. You're going to be the only captain."

Unable to fathom this sudden decision after a year and a half of weary pleading and reasoning, he turned her face up to his. "You amaze me," he replied lightly. "Am I really going to be allowed to run this show alone? Surely, my efficient pet, you will want to be something in this reorganized company?"

She leaned against him in the old family, tender way, the way he had almost forgotten. "'Yes, dear," she said falteringly, "I'm going to be . . ." She paused, and in the glowing illumination of her face he read the answer . . .

(In eternity a gate softly opened and, standing on the threshold a baby soul turned its blue eyes toward earth, tenderly, confidently waiting . . . waiting.)

* * *

Dick cultivated vigorously under the hot July sun, his ardor undampened. Green beans were springing up with every promise of a good crop. Tomatoes were hanging in healthy bunches, only needing the sun's rays to ripen them.

Something else was shooting up too, Dick reflected, walking proudly over to the small lawn where a tiny figure laughed and gurgled and held out small groping hands—just as it did in the fields of heaven.

In the neat kitchen Neleen moved busily. This was the day the old folk came, and the savory smell of cooking showed she was still efficient, only in a different way.

"Grandad must have his favorite meat pie, no matter what kind of weather," she thought laughingly. "It smells good. I think I'm going to make a fair cook—in time. And," gazing fondly at the lawn, "I hpoe I'm going to be a good mother."

The pink hands waved beckoning in the air, pulling, pulling at her heart-strings.

"Oh, you darling," she exclaimed, darting out of the door, "I must hug you for just one minute."

God's fingers had wiped all hardness from Neleen's face and turned back the years. She cradled the love of all the world in her arms. All the joy of motherhood shone in her eyes. The balance was on her side. "Oh, Dick dear," she said softly, "God put it into your heart to show me the right way. He knew what I needed to make me worth while." Then, blue eyes looking into blue eyes, she repeated softly the lines of a well-beloved poem . . .

". . . But how did you come to us, you dear?
God thought about you and so . . . I'm here."



Book Review

HANDS

Priests' hands—"hands that every morning appear on the top of Calvary bearing aloft a white Body."

Men's hands—"hands of the murderer, fearful, twitching." Can they ever be washed?"

These two erpressions are taken from the book called, "Hands." Read this book and try to place your hands in one of these classes according to what you think they are.

ST. ANTHONY OF PADUA

There is a statue which stands in practically every Catholic church of the world, and it is of Saint Anthony, holding the divine Child in his arms. He stands before us at every turn, and his dress is the humble habit of Saint Francis: the robe of that saint who taught men the art of being happy, of being rich by giving all they had away, of living forever by dying daily; touching the hearts of all by helping all—an art which many have learned but of which Saint Anthony of Padua is the greatest master.

Those who really want to make a change in life, say for the better, I would advise you to read this book, and actually see how terribly hard a life St. Anthony had and yet look how happy and wonderful he is today.

THE RAMBLER......

ALREADY EXCHANGED

In "His Majesty the King" and other stories by Josephine Quirk, a book published by Our Sunday Visitor, there is the story of a man who had set out to write his masterpiece. He needed some information about convent life. Through the courtesy of a friend, he visited a convent and talked to one of the Sisters. The following conversation ensued:

"Sister—I'd like you to look carefully at that house on the hill across the way. It's very beautiful, isn't it?"

"Yes—very beautiful."

"I've never been inside it, but I'm sure the interior is as beautiful as the exterior."

"Well, Mr. Holmes?" She was very quiet and patient.

"Now Sister, that home represents all the nice things in life...ease — luxury — wealth — refinement — culture."

Yes?"

The man drew himself up to his full height for his final shot. It must be convincing, dramatic.

"Now, Sister, suppose you could live in that house—have all the things it woul offer—luxury, ease, safety, the shelter and protection it would insure from the outside world—I mean the ugly things of life." He paused as if to let his words gather momentum. "Suppose you could have all that. Do you mean to tell me you would choose this?"

"Why, Mr. Holmes—"

He broke in: "Just a minute, Sister. Please give it some thought. It's important to me." It was almost as if he would hypnotize her into giving him the answer he wanted. "What I mean is—would you still choose this—if that could be your home?"

She answered softly: "But, Mr. Holmes, that was my home!"

PRACTICAL CATHOLIC

The following description of the religious practices of Generalissimo Franco of the Spanish Nationalists is given by one of his staff officers:

"Franco's piety is sincere; no one can doubt it. I accompany him to Mass and to Holy Communion every Sunday and Feast day. He assists at Mass almost every day in his own house, and receives Communion several times each week. I remember how indignant he was when certain papers, published in Bilbao, were trying to show that he was indifferent towards religion. He has a beautiful crucifix, a statue of the Sacred Heart and a picture of Our Lady del Pilar in his office, which I often enter on account of my work. I myself heard him praying one day when the enemy were on the point of gaining a victory near Madrid: "Sacred Heart of Jesus, save us. Virgin most holy, my Mother, keep them, defend them. You are our captain!"

—o—

PEN PICTURE OF "A HEEL"

A Prefect of religion in a certain college, quoted by Burton Confrey, posted this colorful description for his students:

Take everything, grab all you can, holler for more, lie awake nights scheming how you can get more—and give nothing in return. Demand, beg, plead, and when you get it, forget it. Cry 'unfair, foul play,' if you stub your toes or get a bloody nose; but give bloody noses and dig pits in the pathway of your friend. Be holy as Job and roll your eyes to the stars when you want something; run amuck after you get it.

There's your heel. There's' your bum sport. And the rottenest sport in the calendar is the man who is a poor sport with God, as every sinner is!

What have we got that God hasn't given us? Sin—that's all. Our eyes, our ears, our hands and feet, our whole being comes from Him; our capacities for enjoyment He has given us for good ends; our mind to know, and our heart to love, are His good gifts; our courage, our prudence, our moderation, our fairness, our faith, our hope, our love, these and all our virtues He has infused into our souls to make us noble beings.

We cannot earn a dollar without His help. We cannot say a word unless He gives us breath. We cannot lift a finger without His support. We cannot even sin, we cannot use our free will to rebel against Him, unless God in His patience sustains life and strength in us—as He does to give us a chance to repent and come back to Him.

Is a sinner a heel, Think it over.

—o—

ATTENTION, HONEST REGINA CITIZENS

Our aldermanic gentlemen are again in the limelight of the Regina stage. This time it is Alderman the Rev. S. B. East who plays the leading role. In Moose Jaw, a few days ago, he declaimed against the gambling dens that are "open to the general public" here in Regina. The chief of police denied that illegal gambling places were being operated. And now, either to cover his faltering footsteps or to show his true colors, he publicly in council, states that the "churches are fostering lotteries, gambling games, then the ministers are hearing the "confessions" of the gamblers and receiving money for giving absolution." A truly remarkable statement.

Anyone who pauses a moment to understand the above statement realizes what a sad lack of understanding our alderman is showing. Why does he insist upon speaking of what he knows nothing. Or does he think that his exalted position allows him to make statements that evidently make him subject to legal prosecution for libel?

Space does not permit us to analyze in detail the full import of the above statement. Suffice it to say that games of chance are not necessarily illegal nor are they necessarily morally wrong. Then, even most children know that any priest or minister who accepts charges for giving absolution not only commits a serious offence, but, if the fact becomes known, is severely punished by his own ecclesiastical superiors.

And what conclusion should we draw from all this? Any man who shows so little respect for the religious convictions of his fellow men as to hold them up to ridicule by direct false accusation, is certainly not a man worthy to be placed in any public office.

THE BRIDGE

A Story of Modern Russia

May Calhoun.

AND where was Mikal Kanin? Ivan Valdosky shivered, not so much because of the chilliness of the bare office, but because of the icy feeling about his heart. It had come with the first appearance of the Northern Lights after an interval of quiet. He could remember when he was a child how the mother would point to the heavens aflame with ruby, violet-red and green and say softly as she patted his head:

"Look, Ivan, God gives us a bridge to Heaven, ruby for love, purple for sorrow, and green for hope—look, little Ivan, and don't ever in your whole life forget!"

He had not forgotten, but he hated the bridge now; although never at peace, he hated it, for it reminded him of his childhood. When possible he even hid himself within doors until the glory of the lights had died down. Yes, Atheistic propaganda had done its work very well with Ivan Valdosky. And now with a gorgeous sunset of blood-red, banded to the zenith, the sunset of a few days ago, had come the disquieting news that Mikal Kanin had re-entered Russia in disguise and was being tracked down to his very neighborhood, the lines drawing closer upon him.

Mikal Kanin . . . what would Mikal Kanin do to him! Ivan Valdosky was no coward; he would not have been appointed Commissar of his district if he had been. He had been instrumental in the seizure of the Kanin property—in giving information that had resulted in the flight of Mikal and his only sister, Tania, across the border, and for his zeal had been allowed to take rank in the clerical army of the Soviet and to work himself up until he had acquired the elevation of a Commissar.

And so it was with an uneasy heart that he stood looking out into the gathering darkness. Then he saw. A figure of a man was struggling against the storm up the village street. Twice he slipped on the icy ground, nearly sprawling out his length in the flapping rags that covered him. What would have been looked at in contempt at mid-day now appealed to Ivan's hysterical mood of uneasy humor, and he chuckled,—then stared in astonishment, in suspense, for the man was actually coming directly to his door. Ivan opened it to his knock.

Riff-raff of the gutter the beggar was. His bristly black hair stood erect, a fitting crown for the lowering, grime-marked face, deep brick-red from wind and exposure.

"Well," growled Ivan, "what do you want, man, at this unreasonable hour? The last tickets for the day's rations have been issued."

The intruder paused as if to balance something that he was pondering over mentally before speaking.

"Comrade, you have heard of Mikal Kanin?" he said suddenly.

Ivan could hardly control the spasmodic jerk that ran through his body. His voice rasped with anxiety.

"What do you mean? I do not understand riddles?"

He felt glad of the darkness that hid the chalky pallor that he knew was sweeping up his face, the dizziness that had seized upon him, and the dryness of tongue. He swallowed hard. Who was this? It was not Mikal himself, for he was fair—but who? Some spirit of darkness? The thought put new vigor into him. At least the Soviet did not recognize spirits of either kind, of light or of darkness. The man was but a contemptible beggar, using, for his own private ends, some information that he had gathered.

"I have heard of a certain Mikal Kanin," Ivan conceded, measuring his words. "What is it you want to tell; have you a price?"

It was the beggar's time to hesitate. "You are direct, Comrade, therefore you are the man I want. Yes, I have a price. No, it will not do you any good to fool me. I have gone so far in my life that imprisonment and torture are nothing, but I know certain things that I think you would be glad to know, Ivan Valdosky." Then his tone changed, "I'm starving; have you any food?"

Ivan strode over to the corner cupboard where he knew Katrina always kept the black bread, cheese and vodka. He placed the eatables before the stranger and stood back in silent amazement. The man gulped his meal down as a famished animal would do, and then took a long draught of the fiery liquor.

"Ah, that is good," he said; "it puts new life into me, and I almost lost mine making time to you, Comrade, for my business is urgent."

Ivan lit a candle. He steadied his hand by concentrating all his will power upon it. He knew his visitor was as keen-eyed as the wolves out upon the plains for food. "When you are ready you can tell me your business," he observed, and hoped his voice was properly disinterested.

The man laughed shortly. "First the price; it is worth it!"

Ivan considered. He had to be cautious. Spying was the order of the day. His thoughts were interrupted by a cunning laugh from the bundle of rags.

"Oh, don't consider so long, Comrade. I'm not asking for money. My life would not be safe with it in the Soviet,—you know that as well as I. It is a paper I wish."

"A paper?"

"Yes,—a passport. I believe they are still written on paper."

"A passport? A passport—for whom? Not for this Mikal Kanin?"

The stranger threw back his head and shouted uproariously until he seemed perfectly helpless and rolled over on the table. Ivan felt his anger surge within him. Suddenly the other stopped his contortions and sat up.

"Passport for Mikal Kanin — well that is a good one! Why in the name of Lenin's tomb should I come to you to betray Kanin if I wanted to get a passport for him. No, no, Comrade—the passport is not for him; it is for a man by the name of Stenka, Stenka Kritov."

"Stenka — Stenka Kritov!" Ivan strode up and down the room to hide his agitation; what was this he was hearing? Stenka . . . his own brother . . . whom he had betrayed along with Mikal! Stenka . . . could it be he? Did this beg-

gar know anything about him, Ivan, with his changed name? He could stand it no longer; he would find out.

"We do not issue passports to anyone we do not know." His voice was curt.

The visitor slammed his glass upon the table. "But you know Stenka Kritov. He was shipped with others of his fellow villagers from the Ukraine up to Archangel in a cattle car,—huddled together like animals. If one was lucky enough to die they flung him out on the snow to the Soviet wolves. Stenka had the misfortune not to die. He had to face starvation in the cold of the Arctic winter. Oh, I see by your face, how you feel about it—the inhumanity of it all."

Ivan licked his lips. At least the man did not recognize him or know him as the brother of Stenka. The beggar went on:

"I know you are wondering, Comrade, how I know all this, but believe me you shall not torture it out of me."

Ivan shifted his eyes. "I have no intention of torturing you." Then of a sudden a terrifying thought congealed the blood in his veins—there was only one explanation—he saw it now. He pointed to the door. "Get out!" he said. "Do you think to tempt me, a Commissar of the Soviet, to allow a state prisoner to escape. Get out!"

His visitor laughed. "Not so fast, not so fast. I know what is in your mind. I'm not here to betray you. Listen," his voice took an earnest tone. "If I wanted to betray you I would not come offering you the capture of Mikal Kanin. Ah, you see it now . . ."

"I don't believe you! You have heard a rumor like all the rest that this Kanin has returned. I don't have to capture him—there are enough out after him now. He can't possibly cut through the frontier line."

"Ah, you think so? I don't! And I'm waiting to exchange Mikal Kanin's life for Stenka Kritov's, if you so wish. Why, you needn't know. That's my own business."

Ivan's hand opened and closed convulsively. There was silence in the small bare room, no sound save the wind-driven sleet upon the window planes. Much was at stake—much for him to risk. Finally the man stood up and gathered his rags closer.

"I see it is of no use," he said.

"Wait!" The exclamation broke from Ivan like a pistol shot. "Wait!" For to him had come one of those decisions which sometimes change lives and direct them into new channels. "I will give you the passport; I have decided."

Ivan himself could not tell why he had yielded. He moved to the table-desk on which was a welter of papers, sat down and scribbled hastily. "There," he said, "if Stenka Kritov has help on the outside, that will get him safely across the frontier. I am not responsible after he passes the boundaries. I have made out the paper under another name to avoid suspicion."

The beggar pocketed the slip. "It will be all right; he can make it, and I shall be here tomorrow night to lead you to Mikal Kanin's hideout."

"Wait, Comrade," 'said Ivan. "Here is money to tide you over a little—the night is cold . . ."

The man took the coin. "You have a heart after all, Ivan Valdovsky," he said.

Ivan stood a moment at the door. The storm had increased in intensity. As soon as the wind should die down he knew that large flakes of snow would cover the ground. It was the beginning of winter; soon the river would be frozen over. Mikal Kanin would perish if he were out in a storm like this.

The next night was a glitter of white. Ivan could see the outlines of his sleigh, out by the hitching post. He held his breath in half terror, for, up from the horizon, the majestic glow of the Northern Lights was beginning. "No, no," he sucked under his breath in dismay,—"no, no, not on this night—not the bridge,—no, no!"

A voice came from the blackness: "I am here, Comrade."

Swiftly Ivan turned. There before him stood the beggar.

"Ah!" Ivan's breath came in a whistle of relief.

The other laughed. "You thought I would not keep my word. Well, I am here. Let us hurry, Comrade; there is not much time!"

They mounted the sleigh and Ivan took the reins. "Where to?" he asked.

"To the water front."

Ivan turned on him savagely. "Fool! Do you not know that the whole river front is being searched for Kanin? Would you make a fool of me?" '

The beggar shrugged. "As you wish, Comrade. But if you desire to take Mikal Kanin single-handed, then you will follow my instructions."

Ivan hesitated. He had gone this far . . . . "Go on," he growled.

"First we shall go to the eating house, 'The Bear.' You must treat me again, Comrade, — to food. I''ve had nothing to eat to speak of since last night, and . . . well . . . you can trust me. You don't have to eat any of the food if you don't want to. I'm hungry, and I'll not move a step until I have something inside of me."

Ivan regarded his companion curiously; there was nothing to do but to yield again. "To 'The Bear' then," he muttered, "but mind you, I mean business."

The Bear was reeking with cheap meat and garlic smells. They found a small table to one side, and the place was so hot and stuffy that Ivan was forced to take off his coat. He felt safe, however, for the place was the hang-out of minor Soviet officials and he caught sight of some of his friends. An elderly peasant woman made her way over to them with a steaming tray. Ivan looked up at her, and then the world seemed to rock on its foundations.

"What's the matter, Comrade?" questioned the beggar anxiously when the woman had gone. "Your face is like chalk, and you are shaking."

"Nothing,' said Ivan, trying to control his tones. But perhaps it would be wise to disclose what he knew, for disappointment, frustration of their plan was near at hand. "That woman — who is she?"

"Who? The waitress?" questioned the beggar, with his mouth full.

"Yes, the waitress. Listen, man. That woman —she would know the whereabouts of Mikal Kanin. I know her. She used to be a servant of the Kanin household. She would warn him!"

HAMBURG AMERIKA LINIE
NORDDEUTSCHER LLOYD

Schiffsverbindungen über die ganze Welt.
Geldsendungen sicher und schnell.
Einreisebestimmungen werden kostenlos erteilt.

D. STOCKER, AGENT

1841 Halifax St. Regina, Sask.

"The devil! How do you know?"

"I lived down the Ukraine country. . ." Then Ivan could have bitten out his tongue for his indiscretion, but the beggar did not seem to notice his admission.

"Do you think she recgnized you?"

"Absolutely!"

"By the tomb of Lenin, we must get hold of her."

"She has gone out of the room. I saw her grab a shawl as she left."

"Then follow me." The beggar showed wonderful dexterity in getting out of the crowded room unnoticed. Ivan kept close to him. They came upon the woman in a small dimly lit passage-way of the building. No one was around the deserted hall. She turned and looked at the beggar, then wildly past him at Ivan. Of a sudden she went limp and the beggar had her in his arms. "Here, Comrade, quickly—your handkerchief!" he said.

Rapidly the handkerchief was tied over her mouth and her hands were bound behind her with a piece of rag; then the beggar sat her against the wall. "She's out of the game," he muttered ,"let's get out of here quickly."

Automatically Ivan followed the instructions of his companion and they found themselves out in the cold, star-studed night, with the river lights but a block away. Silently, swiftly, they walked towards their twinkle, when out of the shadows came, "'Halt, Comrade" A stalwart soldier, gun on shouder, stepped forward.

"Answer!" hissed the beggar imperiously.

"Ivan Valdosky, on business for the Soviet."

The soldier stood at respectful attention. All in Livenhof knew Ivan Valdosky and respected his power. He was a cruel man, equal to any emergency, a man who would brook no interference.

"Pass, Comrade." The soldier's tones were conciliatory.

They went on. The bank of the river slanted sharply to the water's edge. The beggar walked swiftly along the ridge of the incline for fully a quarter of an hour, Ivan stumbling after him. Then they swerved sharply down to the stream. Ivan looked around him. As well as he could see there was a tumble-down house built half over the water, and in its shelter a small boat afloat. But that was all; he and the beggar so far were the only ones arrived.

"Do you mean to tell me that we are on the track of Mikal Kanin?" Ivan's voice was tinged with suspicion akin to fright.

The answer came calmly. "I am Mikal Kanin."

Ivan's hands flew to his belt; the revolver was not there. He had been tricked. His voice rose in a hoarse throat whisper. "You — Mikal Kanin? You cannot be! He—he was . . .

"Fair?" mocked the beggar. "Well, Ivan, a wig somewhat changes the appearance, — a wig — and a little paint."

"You — you . . ." Ivan's voice was rising to a half shriek of terror.

"You had better calm yourself," said Mikal Kanin, "or I shall be forced to use rough methods. Remember, this time you are in my power."

Ivan knew that what he said was true. The river lay but a foot or two away. He shuddered.

"I wish to talk to you." Kanin"s vocie was firm. "I am escaping through your help. You are free to return after I have gone, but first I want to ask some questions. You will answer them, I hope."

Ivan nodded his head helplessly, in the affirmative.

"Did you know, Ivan, that Stenka, your brother, is alive?"

"No." Ivan's voice grated harshly. "I did not. I thought he had perished in the North."

Mikal Kanin laughed shortly. "At least your answer is that much in your favor. Well—he is safe across the border by now,—with Tania, my sister. You will remember they were betrothed. Woman-like, Tania gave me no rest until I had effected his escape. But that is really not what I entered Russia for. Do you want to know — yes?"

Ivan again nodded his head affirmatively; he could not speak.

"I came for your mother's sake. She is dead. She died praying for you, pleading with me that I would remind you of the bridge that is always open to Heaven . . . she said you would understand."

Ivan hung his head. His uneasiness, his disquietude, were fast climaxing into remorse under the stunning, unexpected news of his mother's death. But why had Mikal been there? He looked the inquiry his lips could not frame.

Mikal understood. "Do you know why I was there, Ivan? I knew that I could bring her the consolation that her broken heart needed, the consolation that only a priest of God can bring."

Ivan recoiled as if struck. "You — a priest . . .," he gasped, his breath coming chokingly.

The other smiled to himself in the darkness. "Are you surprised at that? I always wanted to be one. I was ordained after Tania and I had fled from Russia. Your mother needed me and I came. The difficulty was in making my way out again, and so I have used you. Drina helped; she slipped your pistol from you as we worked over her in her supposed faint. I did not know how you would react to the disclosure of my identity. Ivan," his voice changed, "God has been good to you, too; helped you much; you are still a minor official. Thank Him; there is danger in Russia in high places. You still believe in God—the old Ivan still remains — I can see it beneath the wreckage. Ivan, Ivan," his voice broke, he held out his hands in appeal, "for your mother's sake?"

"How can you speak to me? You must hate me!" Ivan answered impulsively.

"I do not hate you, Ivan. I bring you the blessing of God, the peace of God!" Mikal's voice

OBLATEN-MISSIONARE

Gesunde, brave und talentierte Knaben, die Priester und Missionare werden wollen, können die "High-School"- und "Arts-Studies" machen in dem Studienheim der Oblaten in Battleford.

Anmeldungen werden jederzeit angenommen.

Die Aufnahme findet statt im September.

Brave Jünglinge, von tadellosem Rufe und guter Gesundheit, besonders Handwerker, Landwirte und Arbeiter, die Missionsbrüder werden wollen, finden jederzeit liebevolle Aufnahme.

Um Auskunft wende man sich an

Rev. Father Superior,
Oblate House of Studies,
BATTLEFORD, SASK.

shook.

Ivan hesitated, then, oh, the wonder of it — the barriers were swept away, and he went down on his knees in the snow, clinging to Mikal's hands, weeping as only a strong man can weep. Mikal stood in silence, deep thanksgiving in his heart. After a few moments: "Ivan, I must go; delay is dangerous. Remember, we await you beyond the frontier. You will find information in the Bank of Stockholm regarding us. Farewell —and may the God of your mother be with you."

The small boat was loosed from its moorings and Mikal whistled softly in the darkness. From the other side of the small stream a light flashed for a moment, then was gone. Silently, splashlessly, the boat disappeared into the night.

Then of a sudden like a jubilant Te Deum of color, from the horizon came the heralds of the Northern Lights. Bands of serpentine rays writhed their way up, up from the west, ruby, crimson-violet, yellow, green — they came. Simultaneously through the jeweled sky, shafts of light, huge bands of white, search-lighted the zenith. Slowly the glory mounted until a huge arch spanned the heavens; there it remained stationary.

Ivan knelt in the snow, the glory from above reflected on his upturned face. His lips were forming a strange prayer, the first one of many years; "Ruby for love, and purple for sorrow, and green for hope . . . Mother, the bridge . . . I have remembered the bridge. Pray God the way be clear." His voice was shaken with the fervor of his prayer, with the sorrow that wrung his heart.

A faint "Hello" came from the opposite bank and he bent his head, the tears coursing down his cheeks. He sensed the blessing of Mikal Kanin across the stream and with it came peace — peace at last. He knew that the bridge was opened to him now.

A MOTHER'S SACRIFICE

Pale faced and sad I see her kneel,
Before the altar-throne;
She gave her all unto her God
And walks life's way alone.

A nun, her daughter gladly lives
Where holy virgins dwell;
A monk, her son contented prays
In monastery cell.

Her heart is sad with loneliness,
As to God's will she bows;
Methinks she makes the sacrifice
Although she makes no vows.

Father James M. Hayes.

A Catholic magazine for your Catholic home. Why not renew your subscription to the "MARIENBOTE"? We anxiously look forward to your prompt renewal.

SALES TALK

D. F. Miller, C.Ss.R.

"Good morning, Madam! I'm selling a cleansing item here that will lighten your labor, brighten your furniture, floors, windows, kitchen utensils and bric-a-brac, and heighten your reputation among all your neighbors. It will remove dust, dirt, stains, blotches and spots without injury to varnish, shellack or paint. It will — are you interested?"

"Not this morning."

"But, madam, everybody's using the new Scribbs' Scrappy Scrubber. Take schools, for example, — can't get along without it. Take offices and stores — won't go over night without a supply. "Take churches—"

"But I don't take to churches."

"Oh, you don't take to churches? Why not?"

"There are so many of them — and so different."

"You're right there, madam. There are a great many of them. But I'll tell you how it is. (Just let me step inside a moment out of this draft . . . That's better.) Now listen, and I'll tell you how it is. There are churches and churches and there's one church. There has to be one that's the real McCoy, otherwise, see, we'd all be goofy because nobody'd ever have a chance to know just what's what. And how can a poor duck like me know which one is the real thing—which one will tell you what's what — how, I ask you?"

"I'm sure I don't know."

"Don't know! Why, madam, suppose I tried to sell you some of Scribbs' Scrappy Scrubber and you looked at it and saw it didn't have the Scribbs' trademark on it—what would you say? No soap, you'd say, and you'd be right. It's the same with this question of churches. Look for the trademark of the Lord Almighty and when you find it, you know you've got the real thing."

"That sounds interesting."

"Interesting? Why it's terrific. And what's more, I'll give you a hint. Look for the one that's old enough to have gotten a trademark from Himself; the one that's big enough to hold the one He'd give; good enough for Himself to work on; and with sense enough not to try to change His trademark every few years. I found it, and the whole world looks different to me since. Better look into it yourself."

"Perhaps I will."'

"You'll never regret it — — — Well, I must be on my way. Lots of ground to cover. By the way, did you say you would care to have a try at Scribbs' Scrappy Scrubber, the cleanser that will lighten your labor, brighten your furniture and your future, etc., etc.?"

"Not this morning, thank you."

"O.K., madam. See you in church."

When did you renew your subscription to the Marienbote?

How They Are Ending Poverty in Nova Scotia

By Rev. Ignatius W. Cox, S.J.

(Reprinted with permission from "Liberty," June 24, 1939.)

A Stirring Challenge to Believers in Democracy.

THE co-operative movement in Nova Scotia is one of the most hopeful social experiments in the Western World. I studied it for two weeks and saw how, under the skillful touch of wise social doctors, an anti-toxin is being developed against economic disease to defeat the creeping death brought upon the world by a perverted capitalistic system. Slowly, because it was very sick, Nova Scotia is becoming a healthy social organism. It is a pledge for all such sick organisms, a social Lazarus, called forth from the jaws of the tomb by the voices of those who follow Christ. That is why I say: "I saw a people rising from the dead."

There is no need to explain the meaning of "social and economic death." We see it all around us in the millions who are without sufficient food because our crops are too bountiful; in the millions who are improperly clothed because our factories produce a superabundance of clothing; in the millions who shiver in the slums while coal miners are idle and steel mills cease to hum.

What is responsible for this state? The vice-president of the Cooperative League of the United States answered my question with a smile: "Each year," he said, "the Mississippi River with its tributaries carries off millions of tons of precious topsoil, to deposit it, centralized, in the Gulf of Mexico." Take a map of the United States, scratch out the names of the great inland rivers and their allies, and substitute the names of chain stores and monopolies, of capitalism gone haywire. Then you can visualize how the economic topsoil, so to speak, is swept from scattered individuals and communities into a central depository controlled by a few men in the financial center, leaving behind a huge aggregate of economically moribund people. If you imagine that I exaggerate, listen to the words of that great social reformer, Pius XI: "It is patent in our days that not alone is wealth accumulated but immense power and despotic economic domination are concentrated in the hands of the few, and that those few are frequently not the owners but only the trustees and directors of invested funds, who administer them at their own good pleasure . . . Free competition is dead; economic dictatorship has taken its place . . . The whole economic life has become hard, cruel, relentless in ghastly measure."

These conditions, denounced by the Pope, helped to produce two notorious panaceas: Nazism and Communism. In both cases the remedy is worse than the disease. Both increase the dictatorship at the top and magnify the slavery at the bottom. Both lull the masses into economic and social coma by the opium of collectivism or planned economy.

But to return to Nova Scotia. Its hardy people, mostly of French, Irish, and Scotch origin, are the men and women who fled the feudal system of Europe to secure social and economic freedom in America. The New World held and still holds a plentitude of riches. You can still see the rich Nova Scotian fields once cultivated by the Acadians of whom Longfellow sang. Nova Scotia's fisheries are unrivaled. On Cape Breton Island Nova Scotia possesses coal mines reaching far beneath the ocean, and it is dotted with steel mills. But in spite of all these advantages, in some areas its poverty is ghastly. Before the resurrection of Nova Scotia its steel and coal mines were the spearhead of Canadian Communism.

Nor can we blame the freemen of Nova Scotia for their deep discontent. The economic system made them share croppers of the sea, of the land, and of industry. They had less than the share belonging to them by the bounty of nature and the goodness of God, because the values produced and created by them were swept into the hands of absentee economic landlords.

The process of the exploitation of Nova Scotia was simple. The primary producers became first the victims, then the slaves, of the middleman who controls distribution and credit. If a fisherman went to the store which sold him goods on credit, he paid seventy cents a pound for the twine which he needed in making his lobster traps. When he sold the product of those traps to the packers, he was able to get only seven cents a pound for his large lobsters, and three cents a pound for his canning lobsters, the small ones. The distributor fixed the price of the goods he sold and likewise the price of the goods he bought. The high price of the goods sold and the low price of the goods bought by the distributors constitute a very simple mechanism by which the values created in the currents of distribution and concentrated in the hands of a few in distant localities.

At the small St. Francis Xavier University at Antigonish, administered and largely staffed by the secular clergy, arose a plan to redeem Nova Scotia from its economic and spiritual miseries. The university is named after St. Francis Xavier, a Spanish saint who brought spiritual emancipation centuries ago to the millions living in far-off India. Though numbering only 300 students, it is a great university. It is the soul and heart and brain of the movement which is bringing about the resurrection of a wonderful people.

The fathers of St. Francis Xavier University realized that they must wrest credit control from the absentee landlords. They considered how to attack these private monopolists. Certainly not by transferring their power to a public monopoly, by setting up in the government the same despotic control of economic life. That is the answer of the totalitarian, Communistic, or Nazi doctrine. There must be social control of credit, but it must be private and democratic. The Credit Union was the first answer and the Consumers' Cooperative the second. The combination enabled the people to control the price of what they sold and what they bought. The secret of Nova Scotia's revival is co-operative, but nongovernmental, control of productive and distributive processes.

Father Tompkins, one of the leaders of the

movement, has his own ideas about education. He believes that the great leader goes directly to the people and gets his ideas from the people, not from the university. That was a tremendous decision. If Father Tompkins is the dynamo of the movement, Father Coady is its philosopher. Fr. Coady is the director of the Extension Department of "St. of X.", as the people fondly call the university.

The distinctive characteristics of the Nova Scotia experiment and the reason for its success is that it is based firmly on the rock of adult education. Father Coady believes that education should be conterminous with life. The success of the movement proves his contention. Co-operation puts the people in the driving seat of their own destiny. Adult education is the headlight that illumines the road ahead. The co-operative system in Nova Scotia is founded on an intelligent understanding of fundamental economic truths by ordinary people. They arrive at this understanding by round-table discussions and study clubs in farm kitchens, grocery stores, and village halls.

And that is the reason why any superintendent of a co-operative store in Nova Scotia, or any head of a credit union will not be abashed by a tourise group of university professors or of clerics or of bankers. At the drop of a hat he will take the floor and tell you what it is all about. These Nova Scotians know what they are aiming at and the way to it. So our New World ancestors forgathered on village greens and in country stores. Taught by themselves, not coddled by government, they thought out their new way of life. We are in danger of losing that way of life because we prefer to be controlled by a government wet nurse to the adult method of controlling the government ourselves.

Encouraged and led by the priests of St. of X., small groups of people in scattered districts in Cape Breton Island and the peninsula of Nova Scotia learned to think and act together and to apply to their own problems the experience of others. There is nothing new in this system except its method of application and its insistence on adult education. It has been tried successfully in Scandinavia, in Central Europe and other countries, including the United States.

But at the base of the system is the control of credit. Let us see how it works. At the very height of the worst depression in the history of the world, in 1932, Father Coady talked to the miners at Reserve Mines. The miners were working one and a half days a week for one dollar and fifty cents. A. S. MacIntyre, field secretary of the Extension Department at Glace Bay, an ex-radical to whom I talked personally, has a lurid story to tell of subversive activities in Cape Breton Island. Only a few years ago May Day was the biggest holiday in that section of Nova Scotia. Between 5,000 and 7,000 coal miners and steelworkers would turn out with their banners and their flags, while their bands played The Red Flag and other revolutionary songs. Now they can hardly rally a baker's dozen.

It was in one of these sections that Father Coady began to talk about study clubs and the need of saving as a control to credit. "Save?" they laughed. "From what?" But they did save when they caught on to the meaning and the possibilities of credit unions. They said: "We can't save if we don't earn." But they gave the lie to that statement. Somehow they managed to retain a few pennies from their small resources which formerly went for movies, pool, card games, and mostly rum. A few weeks after the call to save went out from the study clubs, one member had accumulated five dollars — the first five dollars he had ever saved in his life. On such small beginnings was the new economic edifice being built up.

In July, 1933, the Credit Union had thirty-three members and assets of sixty dollars. In June, 1937, there were 900 members and assets of $40,000. It seems incredible, but these depression-stricken miners had saved this amount in four years and kept it in their own community. It was home-made banking. They had turned back the economic Mississippi. Up to June, 1937, the Credit Union had loaned the unbelievable sum of $196,000. The miners had erected the Credit Union Building with their own hands and had financed nineteen homes. Average receipts on a Saturday were $1,800. I was in this Credit Union on a Saturday afternoon. I saw the men going from the paying window of the mine to the deposit window of the Credit Union, and from the Credit Union to the Co-operative.

Under a law passed at the instigation of the St. Xavier study clubs, any group of people may organize to save their money and to create a revolving fund from which they can borrow. Each pays a small entrance fee and buys one share, worth five dollars, paid for in weekly installments of twenty-five cents. The money is put into a bank. When enough has accumulated it is loaned to the members at current interest rates. The earnings of the association are distributed among the stockholders. They are all friends or neighbors or members of the same group. The money revolves rapidly. Loans are repaid promptly and every dollar is loaned out several times in the course of a year. No good-for-nothing can put over anything on these fellows. But they are not hardhearted, as the banks must be, when misfortune strikes one of their number.

A youn man wanted to buy a truck to work on the trans-Canadian highway. He had saved a few hundred dollars, but not enough to buy the truck. He turned to his Credit Union for a loan of $500. Soon after he was stricken with illness and spent several months in a sanatorium. What happened? Did he lose his truck? Of course not. The Credit Union took it over and hired a driver. Out of the fund earned by the trust they paid the owner's indebtedness and kept the truck working until his hospital bill was paid and his debt to the Credit Union liquidated. By the time he recovered, the truck was his—free and clear! That, as Father Coady would say, is real Christianity. This one example could be multiplied many times. The basis of it all is self-help, no economic hocus-pocus like Communism.

Every community can support itself if it can manage to keep its profits at home, if an economic Mississippi does not sweep away the topsoil of its territories. By limiting the profit of the middleman, or by eliminating him if need be, and by controlling their own sources of credit, the people can defy the powers of plutocracy. The poor man's pennies are more powerful in the aggregate than the millions of the great corporations. The plutocrat is great only because he controls our pennies.

It is the same story everywhere in the farming districts as well as in those pleces where the fisheries are the main industry. Louisdale, where our automobile caravan stopped, caught my fancy. It is a rural township where the menfolk went out every year to fish along the Atlantic coast as far south as the Virginia Capes. In 1935, when the study clubs were set up, 75 per cent of the population of 500 were on direct re-

lief. This summer no one was on relief and, what is more, they will not let any one go on relief. It is a most remarkable example of lifting oneself by one's own economic bootstraps. In 1936 they organized their Credit Union with a membership of thirty-five and a capital of forty dollars. In March, 1938, they had a capital of $2,600, with a membership of 207. They had loaned $6,000.

It was a historic day in one community when a few brave lobster fishermen, braver than the rest, pooled together to ship on their own a crate of lobsters for disposal in Boston. One hundred and forty pounds of lobsters are supposed to make a crate. At seven cents a pound that spells $9.80 for a crate. These economic pioneers looked up in an old fishing gazette the name of a wholesale fishman in Boston. Four fishermen contributed to make up a crate of lobsters and waited for results. Remember they paid seventy cents a pound for the twine they used in their traps, and got only seven cents a pound for the lobsters which came out of these traps. Finally a letter came from Boston, and the novice handlers of their own catch opened the envelope with fear and trembling. Out fell a check for $32 as against the $9.80 they would have received from the local handlers. Then things began to happen. The packers had a meeting and declared they would not buy the small lobsters for canning if the fishermen handled their own marketable lobsters. But the fishermen laughed; they had learned their primary economic lesson. Now in many places they are canning their own small lobsters in co-operative factories.

I could mention place after place where I saw whole comunities rising from death. As I write these lines there come running through my mind L'Ardoise, Grand Etang, Judique, Nabou and the wonderful and simple folk conscious of the work of self-regeneration in which they are engaged. The fishermen are processing their own fish and canning their own lobsters. The farmers are turning their attention to improved stock and prize cattle. The women are engaged in the handicrafts, hooking their rugs, carding and spinning their own wool, manufacturing in the stricktest terms their own wearing apparel. Were it not for the co-operatives, they would not be masters of their homes and captains of their souls.

The Nova Scotian movement is founded on the diffused and intelligent understanding by the forgotten men and women of what is best for them.

We ought to imitate co-operation everywhere on the continent. And we are well on the way. I recently formed a group of automobile workers into a study club, destined to become a credit union. Only the other day they started three credit unions. There are 6,000 such credit unions in the United States. Credit unions have been operating in Quebec Province since 1900 and now have more than 50,000 members.

If every parish and every labor union were to start a credit union and a co-operative store, we would be well on our way out of the depression. That is another story. But the political or social leader who will speed up the movement will be a Moses leading the people into the promised land of social peace and economic security.

(The End.)

"I reckon one reason why marriages lasted better in the old days was because a bride didn't look like a stranger after she washed her face."
—Aunt Het.

I SAW YOU PASS

I saw you pass, Your Majesties, in stately array,
As I stood watching, most intently, just along the way,
And as you passed, my heart did leap, and a tear fell from my eye,
I couldn't cheer, I couldn't speak, I could only sigh.

While celebrities did greet you, and grasp you by the hand,
I stood waiting on the street, listening to the band.
How I did long to touch your hand, no one will ever know,
But I thank you for your kindness, in driving by so slow.

I thank you for your wondrous smiles, your thoughtfulness, and charm,
And the way you talked with common people, walking arm to arm.
Although I didn't receive your greetings, or met you personally,
A memory, sweet and beautiful, will walk through life with me.

I'm proud to be your subject, your trip is not in vain,
For here is one loyal person, who will try, more hard to gain
A better reputation, a spirit much more true,
For I want you to be as proud of me, as I am proud of you.

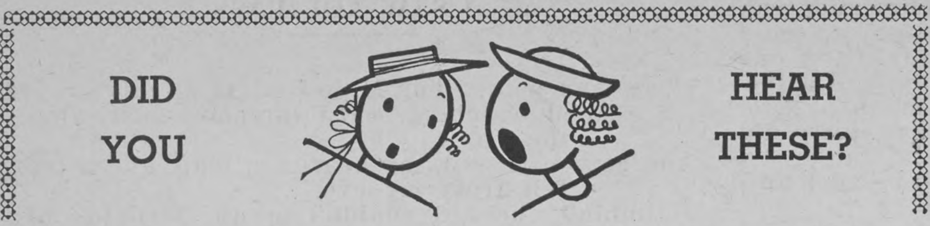
I think, I speak for all your subjects, when I say you've won our heart,
And we shall ever strive to serve you, though we are miles apart.
If ever, true friends, you should need, or a home, where peace will reign,
Canada, with open arms, will welcome you again.

Josephine Lekivetz,
Lang, Sask.

"There are no bad children. There are bad parents and bad homes, bad teachers and bad schools, with bad companions and bad adjustments, but there are no bad children.



DID YOU HEAR THESE?



We suppose we should be suffering a passionate upsurge of patriotic resentment about the way a nice little Canadian schoolteacher got treated by a Detroit magistrate a week or so back, but somehow we just can't. In the same spot, who knows? — we might have done just what the judge did.

The young lady teaches school in Windsor, Ont., across the river from the Motor Metropolis. On a fine spring Saturday she drove through the international tunnel to Detroit, where she got in wrong immediately by failing to look upon the light when it was red. A nasty policeman smacked a ticket on her, calling for her appearance in Traffic Court the following Monday. But she couldn't. She had to be at her classes. Well, maybe the judge would be reasonable. She went at once to the judge, told him the circumstances, asked the privilege of an immediate disposal of her case. She was prepared to pay a fine, she said.

The cadi gazed at her sternly, then after a few moments of thought spoke, with deep feeling:

"So," he said. "You're a schoolteacher. That's fine. That's just dandy. Madam, your presence here fulfills a long-standing ambition for me. For years I have yearned to get a schoolteacher into this court. Now," he thundered, "you sit right down at that table over there and write, 'I went through a Stop sign,' five hundred times."

Yes, yes, judge. We know exactly how you felt.

A Hollywood observer says that when Spencer Tracy was in production on the moving picture, San Francisco, he spent ten minutes every morning before the altar praying that he might do justice to his part as a priest. How well he played the part can be vouched for by anyone who saw the picture.

* * *

"The instance cannot be found in the history of mankind in which an anti-Christian power could long abstain from persecuting."—Cardinal Newman.

MAKE FRIENDS EVERYWHERE

PALM DAIRIES LTD.

★ MILK and CREAM ★

Day Phone 93178 Night Phone 91473

Regina, Sask.

TALKIE MOVIES FOR THE CHURCH



Talkie movies have proven to be of great benefit to churches, not only as a means of providing clean, wholesome entertainment to the people of the parish, but also for raising welcome funds for other church requirements. Investigate today. Write for complete information on this method of entertainment that creates greater interest and brings nice profits.

16 MM equipment is available at low prices.

Easy to operate—portable—easy to install.

GENERAL FILMS LIMITED

1924 Rose St., Regina, Sask. 156 King St. W., Toronto, Ont.

Carl Niderost
K.C., LL.B.

Deutscher Rechtsanwalt

(Stewart, Niderost & Disbery)

201-202 Birks Bldg. Saskatoon

MacLEAN AND PITCHER
BARRISTERS AND SOLICITORS

R. A. MacLean, LL.B.
C. P. PITCHER, B.A.

PHONE 29174

502 Kerr Bldg. Regina, Sask.
Branch Office: Holdfast

Spring Hat.

"Mabel, you really ought to wear a hat when you go out in the evening."

"But, mother, I am wearing a hat. It's on the other side."—Calgary Alberean.

—o—

TO MOTHER

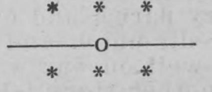
You painted no Madonnas
On chapel walls in Rome;
But with a touch diviner
You lived one in your home.

You wrote no lofty poems
That critics counted art;
But with a nobler vision
You lived them in your heart.

You carved no shapeless marble
To some high souled design;
But with a finer sculpture
You shaped this soul of mine.

You built no great cathedrals
That centuries applaud;
But with a grace exquisite
Your life cathedraled God.

Thomas W. Fessenden.



A Bright Thought.

In connection with a series of articles on Sunday motor journeys in Ontario, it is suggested that it is often "a bit difficult to figure out just where to go — some place that is new to you." Well, why not try going to church? —Woodstock Sentinel-Review.